

BAUKULTUR im Diskurs

Positionen zur Kultur des Bauens



Barbara Zibell
Carl Herwarth von Bittenfeld (Hg.)

Die Vier Formate



Der Workshop fand im Kontext eines Studienprojektes im Master „Architektur und Städtebau“ zum Thema „Baukultur oder die Kultur des Bauens“ statt. Eingeladen waren Vertreterinnen und Vertreter aus Politik und Verwaltung sowie freien Büros im Raum Hannover. Weitere TeilnehmerInnen kamen aus den beteiligten Instituten der Fakultät. Die Studierenden dokumentierten die Ergebnisse und verarbeiteten die gewonnenen Erkenntnisse in ihren Studienarbeiten.



Das Projekt wurde als Lehrveranstaltung im neu kreierten Mastermodul „Baukultur und Planungskommunikation“ an der Fakultät für Architektur und Landschaft durchgeführt. Ziel war es, das viel zitierte Themen- und Handlungsfeld der Baukultur aufzuspannen, auszuleuchten und gemeinsam zu reflektieren. Die Studierenden sollten bereits im Zuge ihrer Ausbildung auf die gestaltende Verantwortung im Berufsfeld der ArchitektInnen vorbereitet werden.



Das Forum Baukultur war Bestandteil des Dritten Hochschultages der Nationalen Stadtentwicklungspolitik in Berlin. Die Vorbereitung und Durchführung incl. Moderation oblag den beteiligten Instituten der Leibniz Universität Hannover. Expertinnen und Experten aus Politik und Verwaltung, Hochschulen und BauherrInnen diskutierten über das Zusammenspiel zwischen den verschiedenen Handlungsfeldern zwischen Wissenschaft und planender resp. bauender Praxis.



Das Symposium fand im Rahmen der ArchitekturZeit der Niedersächsischen Architektenkammer (AKNds) wiederum an der Leibniz Universität Hannover statt. Professorinnen und Professoren der Fakultät für Architektur und Landschaft diskutierten mit Vertreterinnen und Vertretern der Baukultur aus Bund (Stiftung), Land (Niedersachsen) und Gemeinde (Stadt Hannover) mit dem Ziel, Grundlagen für ein breit abgestütztes Forschungskonzept zu entwickeln.

BAUKULTUR im Diskurs

Positionen zur Kultur des Bauens

Barbara Zibell
Carl Herwarth von Bittenfeld (Hg.)

Impressum

Herausgeber/in

Barbara Zibell
Carl Herwarth von Bittenfeld

Leibniz Universität Hannover
Fakultät für Architektur und Landschaft
Herrenhäuser Straße 8
30419 Hannover

Prof. Dr. sc. techn. Barbara Zibell
Institut für Geschichte und Theorie der Architektur
Abteilung Planungs- und Architektursoziologie
Tel.: 0511 - 762 3270
b.zibell@igt-arch.uni-hannover.de
www.igt-arch.uni-hannover.de

Vertr. Prof. Carl Herwarth von Bittenfeld
Institut für Entwerfen und Städtebau
Abteilung Stadt- und Raumentwicklung
Tel.: 0511 - 762 5960
herwarth@staedtebau.uni-hannover.de
www.staedtebau.uni-hannover.de

Gesamtkonzeption und Redaktion

Barbara Zibell
Carl Herwarth von Bittenfeld
Hendrik Bloem
Lisa Kietzke

Förderung

Forschungsanreizprogramm AULET der Fakultät für
Architektur und Landschaft der Leibniz Universität
Hannover

Gestaltung

B.A.arch. Samuel Ziegler
B.A.arch. Bahar Akbiyik
B.A.arch. Luise Scholl
B.A.arch. Matteo Garzoch

Fotos

Kapitel II: Samuel Ziegler, Bahar Akbiyik, Luise Scholl
Kapitel III: Hendrik Bloem
Kapitel IV: Samuel Ziegler
Kapitel VI: Hendrik Bloem, Barbara Zibell

Transkriptionen Workshop und Symposium

Sebastian Bach, Tim Federmann, Pia Förster, Otto
Hantl, Benny Hung, Eva Jentsch, Eldar Mustafayef,
Juliane Schlune, Carolin Vieth, Samuel Ziegler

Druck

DruckTeam Druckgesellschaft mbH
Callinstr. 4, 30167 Hannover

Das verwendete Papier stammt aus nachhaltiger
Forstwirtschaft.

ISBN 978-3-00-056565-4

Schutzgebühr: 15 EUR

Hannover, Oktober 2017



Inhalt

I	Einführung	5
II	Der Workshop 2011	9
III	Das Projekt 2011/12	33
IV	Das Forum 2012	49
V	Zwischenfazit	73
VI	Das Symposium 2014	79
VII	Weiterdenken	93

Idee und Prozess, Produkte und Beteiligte

Die Idee zu der hier dokumentierten Reihe von Produkten und Formaten zwischen Wissenschaft und Bau-/ Planungspraxis aus den Jahren 2011 und 2012 entstand im Rahmen der Vorbereitungen zum Dritten Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik. Dieser Dritte Hochschultag sollte – anders als seine beiden Vorgänger in den Jahren 2009 und 2010 – unter ein bestimmtes Thema gestellt werden. So heißt es im Protokoll des ersten Vorbereitungstreffens am 18. März 2011 in Frankfurt am Main: „Ausgehend von den bisherigen Erfahrungen wurde es für sinnvoll angesehen, die sechs Themenfelder der Nationalen Stadtentwicklungspolitik als Orientierungshilfe für die Vorbereitungsarbeit heranzuziehen (...)“ Dazu wurden erste AnsprechpartnerInnen benannt, die jeweils für eines der nationalen Themen die „Patenschaft“ und damit verbunden die Verantwortung für die Vorbereitung zum jeweiligen Themenfeld übernehmen wollten. Für das Themenfeld der Baukultur erklärten sich hierzu *Prof. Dr. Barbara Zibell*, Leibniz Universität Hannover, und *Prof. Julian Wékel*, Technische Universität Darmstadt, bereit. Die so entstandenen Gruppen waren nun aufgefordert, anhand des Themenkatalogs der Nationalen Stadtentwicklungspolitik mit ihren sechs Kernthemen jeweils eine Session des Hochschultages 2012 vorzubereiten.

Als inhaltlicher Ausgangspunkt für die Baukultur – neben Zivilgesellschaft, Soziale Stadt, Innovation/Wirtschaft, Klima und Energie sowie Regionalisierung als eines von sechs Kernthemen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik – wurden folgende Themenfelder umrissen: „Baukultur, Städte besser gestalten – Öffentlichkeitsarbeit zum Thema Planen und Bauen – Entwicklung und Förderung einer durchgängigen Gestaltungs- und Verfahrensqualität (Bau- und Planungskultur) – Planungsmethodik – Instrumente“. Besondere Referenzen ergaben sich für die folgenden Aktivitäten an der Leibniz Universität Hannover aus den Überlegungen, die bereits im Herbst 2008 im Zusammenhang mit den Konzeptionen zu den Forschungsschwerpunkten der Fakultät für Architektur und Landschaft entwickelt worden waren. Bau- und Planungskultur wurde hier – neben Wachsen und Schrumpfen, Städtische Mobilität, Soziale Kohäsion und Regionalisierung – als ein Themen- und Handlungsfeld für den Forschungs-

schwerpunkt „Zukunft der Urbanisierung“ definiert. In Anlehnung an die Definition der Nationalen Stadtentwicklungspolitik wurden dem Themen- und Handlungsfeld Bau- und Planungskultur hier „Gestaltqualitäten in Architektur und Städtebau – Permanenzfähigkeit städtischer Formen und Strukturen – Prozessqualität: Beteiligung, Instrumente – Qualitätskriterien“ zugeordnet¹. Dazu kam, dass im Rahmen der Konzeption der Bachelor-/ Masterstudiengänge in Architektur und Städtebau an der Fakultät für Architektur und Landschaft der Leibniz Universität Hannover neue Module zum Thema Bau- und Planungskultur entwickelt worden waren.

Für die Vorbereitungen des Hochschultages 2012 wurden am zweiten Vorbereitungstreffen vom 4. Juli 2011 in Berlin zudem folgende Grundsätze vereinbart:

- Ziel des Dritten Hochschultages ist sowohl die Qualifizierung der Dialoge der Hochschulen untereinander als auch der Dialog mit der Praxis.
- Der Praxisdialog darf nicht erst auf dem Hochschultag selbst begonnen werden.
- Die Dialoge sollten in Zukunft mehr nach außen orientiert werden.
- Die Arbeit soll von den Studierenden mit getragen werden.
- Erstrebenswert ist eine plurale Veranstaltung, die alle Gruppen einbezieht.

Das waren die Vorgaben und nun begann die intensive Vorbereitung an den drei Formaten, und zwar:

- der Konzeption und Durchführung eines Workshop mit Studierenden und externen Beteiligten aus freien Berufen und Verwaltungspraxis,
- der Konzeption und Durchführung einer Lehrveranstaltung (Projekt),
- der Konzeption und Durchführung eines Forums „Baukultur“ am Hochschultag 2012 in Berlin.

Angeregt durch die AULET-Förderung der Fakultät für Architektur und Landschaft 2013 entstand die Idee, diese Reihe unter dem Titel BAUKULTUR ^{Plus} weiter zu führen mit dem Ziel, vorhandene Synergien zum Thema in der Fakultät zu bündeln, um diese im besten Fall zu einem gemeinsamen Forschungsvorhaben auszubauen.

Mit dem Symposium am 24. Juni 2014 sollte geklärt werden, ob und wenn ja, in wel-

1 Ergebnis der Gruppenarbeit zum Forschungsschwerpunkt „Zukunft der Urbanisierung“ (Machleidt, Prominski, Zibell) an einem Runden Tisch der HochschullehrerInnen der FAL am 5.11.2008.

chen Bereichen der Baukultur Forschungsbedarf besteht, der mit den Potentialen der Fakultät für Architektur und Landschaft weiter entwickelt und in absehbarer Zeit in ein gemeinsames Vorhaben überführt werden kann.

Inzwischen sind mehr als zwei Jahre vergangen und die Diskussionen und Initiativen im Lande rund um das Thema Baukultur weiter vorangeschritten. Ein Forschungsvorhaben aus der Fakultät heraus ist bisher jedoch nicht in Sicht. Viele andere Fragen und Vorhaben haben uns in den letzten Jahren umgetrieben, die neben demografischem Wandel, sozialer Gerechtigkeit und Daseinsvorsorge zwar immer auch das Thema Baukultur berührten, noch nicht aber die erwünschte breite und ganzheitliche Sicht auf die Dinge abzubilden vermochten.

Eine Publikation zu themenbezogenen Diskussionen und Formaten in der Lehre (Kap. III), mit Akteurinnen und Akteuren aus Büropraxis und Politik / Verwaltung (Kap. II, IV) sowie unter Lehrenden und Forschenden an der Fakultät (Kap. VI) scheint uns zum jetzigen Zeitpunkt dennoch nicht überflüssig oder gar verspätet. Gerade die Gründung des Vereins „Netzwerk Baukultur in Niedersachsen e.V.“ zu Beginn des Jahres 2017 mit seinen spezifischen Motivationen einer stärkeren Vernetzung und Öffentlichkeit verweist darauf, dass zwischen Erkenntnis auf der einen und Umsetzung auf der anderen Seite offenbar immer noch eine Lücke klafft. Den weiteren Diskursen im Lande möchten wir mit dieser Broschüre daher „Positionen“ hinzufügen, die einen Beitrag leisten sollen zur Verstärkung des Austauschs zwischen Hochschule und „Praxis“, wie auch immer diese definiert sein mag. Es geht darum, alle Bereiche der Gesellschaft einzubeziehen, um die Bedeutung der Qualitäten und damit einen sorgsam und pflegenden Umgang mit unserer gemeinsamen gebauten Umwelt im städtischen wie im landschaftsbezogenen, naturräumlichen Kontext ins Bewusstsein zu rücken und das gesellschaftliche und individuelle Handeln und Entscheiden im Hinblick auf die Qualitäten des Planens und Bauens nachhaltig zu beeinflussen.



II. Der Workshop Baukultur

Barbara Zibell

Expertinnen- und Expertenworkshop am 11. November 2011 in Hannover

II. Der Workshop

Der Workshop „Baukultur“ fand am 11. November 2011 an der Fakultät für Architektur und Landschaft der Leibniz Universität Hannover statt. Mit diesem Workshop sollte zum einen, quasi als „Aufwärmübung“ für das geplante Forum Baukultur, der Hochschultag vom 27. April 2012 in Berlin vorbereitet werden, zum anderen war der Workshop auch Bestandteil eines studentischen Projektes zum Thema „Baukultur oder die Kultur des Bauens. Eine Architekturreise auf der Suche nach Qualität“, das im Wintersemester 2011/12 im Rahmen des Master Architektur und Städtebau an der Fakultät für Architektur und Landschaft durchgeführt wurde (vgl. Kap. III).

Die Institution des Hochschultages, eingeführt vom Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) gemeinsam mit der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung (DASL), dient als Forum für den Dialog zwischen Wissenschaft und politischer Praxis und soll die Effektivität der Zusammenarbeit zwischen diesen unterschiedlichen Systemen und Handlungsfeldern befördern. Der vorbereitende Workshop mit eingeladenen Expertinnen und Experten an der Fakultät für Architektur und Landschaft sollte in diesem Rahmen einen Beitrag leisten zum fachübergreifenden Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis und durch die Integration in die Lehre bei den Studierenden gleichzeitig das Verständnis für die Bedeutung von Dialog und transdisziplinärer Kommunikation wecken.

II.1 Vorbereitung, Programm und Ablauf

Vorbereitet wurde der Workshop vom Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, Abteilung Planungs- und Architektursoziologie, *Prof. Dr. Barbara Zibell* und *Dipl.-Ing. Hendrik Bloem*, in Kooperation mit dem Institut für Entwerfen und Städtebau, Abteilung für Stadt- und Raumentwicklung, Abteilung für Regionales Bauen und Siedlungsplanung, *Vertr. Prof. Carl Herwarth von Bittenfeld¹* und *Dr. Renate Bornberg*. Die Vorbereitungen wurden in Abstimmung mit dem Wissenschaftlichen Sekretär der DASL, *Prof. Julian Wékel*, TU Darmstadt, durchgeführt. Im Vorfeld ging ein Ein-

¹ seit Februar 2011 vertritt Carl Herwarth v. Bittenfeld die Professur für Stadt- und Raumentwicklung am Institut für Entwerfen und Städtebau (IES)

ladungsschreiben an ausgewählte Fachleute aus Politik und Verwaltung, Forschung und freien Büros sowie bau- und wohnungswirtschaftlichen Institutionen, in dem – ausgehend von den allgemeinen Zielen des Hochschultages – das Programm für den kommenden, Dritten Hochschultag erläutert wurde. Dazu gehörte insbesondere die Information über die geplanten sechs parallelen Werkstätten, in denen die sechs Handlungsfelder der Nationalen Stadtentwicklungspolitik vertiefend diskutiert werden sollten, sowie über den Auftrag an die Fakultät für Architektur und Landschaft der Leibniz Universität Hannover, die inhaltliche Vorbereitung des Forums zum fünften Handlungsfeld 'Städte besser gestalten – Baukultur' zu übernehmen.

Die angeschriebenen Expertinnen und Experten wurden zu dem vorbereitenden Workshop, an dem auch Studierende und weitere MitarbeiterInnen der beteiligten Institute teilnehmen sollten, eingeladen mit der Bitte, sich vorab zu drei Kernfragen zu positionieren:

Was ist Baukultur? Wie entsteht Baukultur? Wer sichert Baukultur?

Diese drei Kernfragen sollten an dem Workshop diskutiert werden; die vorab formulierten Positionen der Teilnehmenden sollten dazu dienen, die sehr unterschiedlichen Dimensionen und Facetten dieser drei Themenfelder besser strukturieren und abbilden zu können und einen möglichst unmittelbaren Zugang zu einem vertiefenden Diskurs zu ermöglichen. Zu jedem dieser drei Themenfelder wurden von den Eingeladenen im Vorfeld also Thesen erwartet, ggf. ergänzt um Beispiele sowie mögliche Abbildungen (Images). Dabei war den Geladenen freigestellt, eher positive (Qualitäten, Chancen) oder negative Aspekte (Mängel, Gefährdungen) zu thematisieren. Aus dem Fundus der eingereichten Thesen und (ggf. bebilderten) Beispiele wollte das Vorbereitungsteam als Diskussionsinput eine (erste) Gruppen- / Clusterbildung und / oder Mind Maps zu den geplanten drei Diskussionsrunden ausarbeiten.

Im Vorfeld des Workshops am 11. November gingen sechs Thesenpapiere von den angefragten Expertinnen und Experten ein. Die Thesenpapiere wurden in einem ersten Schritt durch das Vorbereitungsteam hinsichtlich ihres Ertrags zu den drei Kernfragen ausgewertet und in einer Synopse vergleichend dargestellt. Thesenpapiere und Synopse waren Vorbereitung des Workshops.

II.2 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Von den eingeladenen externen Expertinnen und Experten nahmen am Workshop am 11. November 2011 schließlich folgende Personen teil (in alphabetischer Reihenfolge):

Prof. Ekkehard Bollmann, Architekt, Vertreter des Fördervereins „Freunde der Architektur an der Leibniz Universität Hannover“ und des Projektes „Architektur macht Schule“ der Architektenkammer Niedersachsen

Uta Boockhoff-Gries, Architektin, ehemalige Stadtbaurätin der Landeshauptstadt Hannover

Prof. Gesche Grabenhorst, Architektin/ Stadtplanerin, Mitinhaberin des Büros ahrens grabenhorst architekten stadtplaner BDA, Mitglied im Konvent für Baukultur

Dr.-Ing. Klaus Habermann-Nieße, Architekt / Stadtplaner, Mitinhaber von plan zwei Stadtplanung und Architektur

Enno Hagenah, Architekt / Politiker, Mitglied des Landtags (Bündnis 90/Die Grünen)

Michael Heesch, Architekt / Stadtplaner, Leiter des Fachbereichs Planen und Stadtentwicklung der Landeshauptstadt Hannover

Karin Kellner, Architektin / Stadtplanerin, Mitinhaberin des Büros Kellner Schleich Wunderling architekten + stadtplaner gmbh, Hannover, und Sprecherin der Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung (SRL), Regionalgruppe Bremen / Niedersachsen

Prof. Dr. Christiane Meyer, Geographin, Vertreterin des Fachgebiets „Didaktik der Geographie“ am Institut für Didaktik der Naturwissenschaften der Leibniz Universität Hannover

Juliane Schonauer, Stadtplanerin im Büro Machleidt + Partner, Berlin

Johanna Sievers, Landschaftsarchitektin, Inhaberin des Büros SPALINK-SIEVERS Landschaftsarchitekten, Hannover, und stellvertretende Vorsitzende des Fördervereins Bundesstiftung Baukultur e.V.

Neben den vier Mitgliedern des Vorbereitungsteams nahmen mit *Christiane Axer*, *Sanna Richter* und *Meike von Zimmermann* drei weitere wissenschaftliche Mitarbeiterinnen des Instituts für Entwerfen und Städtebau teil, außerdem als so genannte „Erste ZuhörerInnen“ die Studierenden aus dem Projekt Baukultur: *Sebastian Bach*, *Tim Federmann*, *Pia Förster*, *Otto Hantl*, *Julian Benny Hung*, *Eva Jentsch*, *Eldar Mustafayef*,





Juliane Schlune, Carolin Vieth und Samuel Ziegler. Der Workshop sollte sich nach einer kurzen thematischen Einführung schwerpunktmäßig drei Diskussionsrunden zu den vorbereiteten Kernfragen zur Baukultur widmen.

II.3 Das Protokoll

Es war Aufgabe der Studierenden, aufmerksam zuzuhören, ggf. nachfragend einzugreifen und die Protokollführung zu übernehmen.²

II.3.1 Begrüßung, Einführung, Vorstellung

Prof. Barbara Zibell begrüßte die Anwesenden und bedankte sich insbesondere bei den externen Gästen, dass sie der Einladung gefolgt waren. Im Weiteren gab sie die Absagen derjenigen Eingeladenen bekannt, die sich zum Workshop zwar angemeldet hatten, aufgrund kurzfristig anderer Verpflichtungen jedoch nicht kommen konnten. *Enno Hagenah* würde zu einem späteren Zeitpunkt dazustoßen. *Prof. Barbara Zibell* bedankte sich ebenfalls bei denjenigen TeilnehmerInnen, von denen im Vorfeld des Workshops Thesenpapiere mit ausgewählten Zitaten und Abbildungen eingegangen waren, welche sich als wertvolle Grundlage für die Vorbereitung der Moderation erwiesen hatten. Anlass für diese Veranstaltung bzw. die Auseinandersetzung mit dem Thema Baukultur sei eine dreifache gewesen:

1. ein kürzlich abgeschlossenes Lehr- und Forschungsprojekt zum Thema „Qualität von Architekturen im Lebensmitteleinzelhandel“³, das – entstanden im Rahmen der Niedersächsischen Initiative Baukultur und gefördert vom Niedersächsischen Sozialministerium – in Kooperation mit dem Unternehmerverband Einzelhandel in Niedersachsen und der Stadt Garbsen in der Region Hannover durchgeführt worden war;
2. die Formulierung von Wahlpflichtmodulen für den neuen Masterstudiengang Architektur und Städtebau an der Fakultät mit den Bezeichnungen: „Baukultur und Planungskommunikation“ (Projekt_lang), „Architekturkonzepte und Baukultur“ (Projekt_kurz), die in diesem Semester erstmals zur Anwendung kamen;
3. die Beschäftigung mit den Themenfeldern der Nationalen Stadtentwicklungspolitik im Zusammenhang mit der Formulierung von Forschungsschwerpunkten im Zuge der

² Das hier abgedruckte Protokoll entspricht der redigierten Version der studentischen Originalfassung vom November 2011

³ Zibell, Barbara (Hg.) (2010): Hello and good buy! Einladender Einzelhandel: Praxisbeispiele + Architekturvisionen. Dokumentation eines Projektes im Rahmen der Nds. Landesinitiative / Netzwerk Baukultur, gefördert vom Nds. Sozialministerium, in Kooperation mit dem Unternehmerverband Einzelhandel Niedersachsen e.V. und der Stadt Garbsen. Leibniz Universität Hannover, Hannover: Abt. Planungs- und Architektursoziologie

Strukturentwicklungsplanung der Fakultät für Architektur und Landschaft (FAL) und der Niedersächsischen Technischen Hochschule (NTH). Hier war neben anderen auch das Themen- und Handlungsfeld der Planungs- und Baukultur als besonders relevant für die inhaltliche Schwerpunktsetzung hervorgehoben worden.

Vor diesem dreifachen Hintergrund war es naheliegend gewesen, die Konzeption und Moderation des Forums Baukultur am Dritten Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik 2012 in Berlin zu übernehmen.

Nach allgemeinen Informationen zu den Rollen der Teilnehmenden, zur Vorbereitung und zum Ablauf des Workshops stellten sich die Anwesenden in einer Vorstellungsrunde mit Namen, Tätigkeitsbereich und persönlicher Verbindung zum Thema Baukultur kurz vor.

Im Anschluss wurden die drei thematischen Diskussionsrunden durchgeführt, jeweils eingeleitet und moderiert durch wechselnde VertreterInnen des Vorbereitungsteams.

II.3.2 Was ist Baukultur?

Der erste Themenblock zur Frage „Was ist Baukultur“ wurde von *Prof. Barbara Zibell* eingeführt, nicht ohne zuvor die Performance zu erläutern, die während der einführenden Sequenz und des Eintreffens der TeilnehmerInnen im Veranstaltungsraum abgelaufen war. Eine Sequenz von stehenden Bildern, die die vielfältigen Facetten von Baukultur darstellen sollten: Baukultur als das Besondere – das Erinnernte – das Angeeignete – das Entstandene oder Gewordene – das Alltägliche – das Kollektive – das Empfundene. Mit diesen Bildern (Abb. verteilt im Kapitel II ab S. 9) sollten die Teilnehmenden eingestimmt werden auf die Diskussion in den kommenden drei Gesprächsrunden.

Für die Einführung in die erste Runde erläuterte *Frau Prof. Zibell* eine zusammenfassende Graphik, die auf Grundlage der Thesenpapiere an der Abteilung für Planungs- und Architektursoziologie entstanden war. Sie wies darauf hin, dass diese Graphik nicht unbedingt die Meinung der Abteilung wiedergäbe, sondern deren Verständnis und Interpretation der eingegangenen Papiere. Ein Versuch also, eine gemeinsame Definition von Baukultur zu finden, um diese den folgenden Diskussionsrunden zugrunde zu legen.

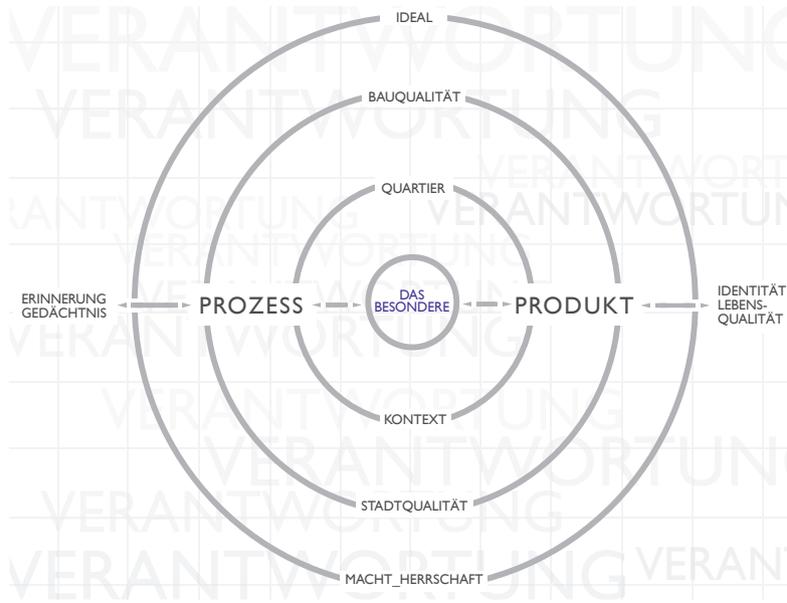


Abb. 1: Kraftfelder der Baukultur, Zibell, 2011

Die Abbildung 1 zeigt – vor dem flächigen Hintergrund aus kollektiv gedachter „Verantwortung“ hier noch unbenannter Akteure – einen Themenkreis, in dem „das Besondere“ (*Grabenhorst*) den Mittelpunkt bildet: Baukultur umfasst hiernach im Kern die besonders wertvolle und teilweise über Generationen überlieferte materielle Substanz menschlicher (Stadt-) Baugeschichte. Sie steht jedoch immer in einem Kontext (*Sievers*), zunächst im ersten Ring des umgebenden Quartiers und des Stadtteils, im zweiten Ring auch der Stadt und ihrer Region. Die Qualität des einzelnen Bauwerks (*Denk*) ist immer auch abhängig von der Qualität der umgebenden und unmittelbar erfahrbaren wie der gesamten Stadt als mentalem Wahrnehmungsraum, in dem das betreffende Bauwerk verortet ist. Der äußere Ring der Graphik entspricht den Wertungen der Gesellschaft, dem sozialen Gesamttraum, in den das Bauwerk resp. die Gesamtheit der Bauwerke, der gebauten und gestalteten Umwelt, eingebettet ist. Er entspricht somit zum einen dem allgemein vorherrschenden Ideal (*Grabenhorst*) dessen,

was sein sollte und was vor diesem Hintergrund gut, schön und richtig – oder wahr (?) – sei, verweist gleichzeitig aber auch auf Macht und Herrschaft (*Denk*) derjenigen, die als Träger und Trägerinnen der Verantwortung über Gestaltung und Entwicklung der (gebauten) Umwelt entscheiden.

Eingeschrieben in dieses zentrierte Denkfeld aus Kern und umgebenden Ringen, das Assoziationen freisetzt zu dem ins Wasser geworfenen Stein, der durch seinen Aufprall auf die Wasseroberfläche eine Bewegung auslöst, die sich wellenförmig nach außen fortsetzt und damit auch das weiter entfernt liegende, das außen liegende bewegt und verändert, ist eine Querbeziehung aus „Produkt“ (*Habermann-Nieße*) und „Prozess“ (*Schonauer*). Baukultur hat nicht nur eine statische Dimension, sondern ist immer auch dynamisch: Sie entsteht im Prozess einer im besten Fall demokratischer Willensbildung von Planungs- und Kommunikationskultur geprägten Haltung und wird getragen und verändert, immer wieder neu interpretiert von den jeweils Handelnden. Wobei dies nicht nur die TrägerInnen von Macht und Verantwortung sind, sondern auch jene, die mit den Füßen abstimmen, sei es in der Würdigung und Wertschätzung des Gewordenen und Vorhandenen, sei es in dessen Geringschätzung oder Missachtung. Die Querbeziehung verweist ihrerseits auf zwei weitere Aspekte: von kollektivem Gedächtnis und Erinnerung (*Hagenah*) einerseits, angesiedelt auf der Seite des Prozesses, der in die Vergangenheit weist, zurück in andere Zeiten, die vergangene Kulturen und Gesellschaften, Wertvorstellungen repräsentieren. Und auf der Seite der Produkte, die im Zeitpfeil des Prozesses entstanden sind und immer wieder neu entstehen, andererseits, ganz aktuell physisch und symbolisch präsent als materieller Ausdruck von Willensbildung und Geschichte, als Identität (*Meyer*) und Lebensqualität (*Sievers*).

Ausgehend von dieser einigermaßen abstrakten Denkfigur, die aber alles, was sich an Aspekten und Referenzen, Bezügen und Verweisen im Feld der Baukultur präsentiert, wiedergeben sollte, stellte *Prof. Barbara Zibell* zwei Einstiegsfragen in die Runde, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass die vorgestellte Grafik nicht unbedingt widerspruchsfrei sei, sondern dazu gedacht, das Gespräch in Gang zu setzen und frei sei für Korrekturen und Modifikationen. Erste Frage: Stimmt das so? Fehlt was? Fühlen die AutorInnen der verwendeten Thesenpapiere sich „richtig“ wiedergegeben? Zweite Frage: Ist so eine Graphik brauchbar zur Verständigung über ein solch abstraktes Konzept wie das der Baukultur?



WAS IST BAUKULTUR?

„Es ist die **Summe** aller Faktoren,
die zur **Qualität** des Bauens führt.“

Ekkehard Bollmann

„Städte sind geprägt durch das
Besondere und die
Alltagsarchitektur, die der
Bürger gebaut hat.“

Karin Kellner

Die Stadt lebt durch die
Vielfalt Bauten aus
unterschiedlichen Zeiten, die
im **Kontrast** verschmelzen.

Juliane Schönauer

„Baukultur ist **Identität** und
die **Aneignung** der Umwelt.“

Carl Herwarth von Bittenfeld

„Wenn baukulturelle Aspekte in die
Gesellschaft getragen werden
sollen, müssen die Bürger wieder zu
ihrer **Verantwortung**
geführt werden.“

Karin Kellner

„Auch das vermeintlich
Hässliche hat seinen
Platz.“

Barbara Zibell

„Der **Ästhetik** darf keine untergeordnete
Rolle beigemessen werden, **Gestaltung** ist ein
wesentlicher Punkt.“

Sanna Richter

Ausschnitt aus einem Plakat für den Dritten Hochschultag 2012, Grafik: Ziegler

Die erste Diskussionsrunde

Ekkehard Bollmann: Baukultur ist die Summe aller Faktoren, die zur Qualität des Bauens führen. Hierbei kommt dem Prozess zur Entstehung von Baukultur eine besondere Bedeutung zu. Baukultur geht weit über Denkmalpflege hinaus. Bei einer Stadt wie Hannover beispielsweise bezieht sich Baukultur aufgrund der großen Kriegszerstörungen nicht nur auf die Erhaltung alter, sondern auch auf die Schaffung neuer Architektur.

Juliane Schönauer: Ist „das Besondere“, das im Zentrum der Grafik steht, der richtige Begriff? Beispielsweise in Schweden fügen sich die typischen roten Häuser zu einer eigenen Ordnung im Sinne einer gemeinsamen Konvention zusammen.

Christiane Meyer: Um das „Besondere im Alltäglichen“ zu sehen, muss ein Bewusstsein geschaffen werden. Es gilt „Bekanntes (zu) erkennen“ (nach *Hegel*): Bekanntes zu hinterfragen.

Gesche Grabenhorst: Baukultur ist die Pflege des Vorhandenen und das Verstehen von

zeitlichen Verläufen und Abläufen. Dabei ist Baukultur mehr als Schutz und Denkmalpflege, sondern muss aufbauend auf dem Bewusstsein für das Vorhandene immer weiter entwickelt werden. Unterschiedliche Zeitschichten können gut nebeneinander stehen, wenn sie aufeinander Bezug nehmen.

Renate Bornberg: In Wien wird Architekten nur wenig Freiraum eingeräumt. Hier konzentriert sich die Debatte vor allem auf ‚Ästhetik‘. Dabei sollte Ästhetik nicht das erste Ziel der Baukultur sein, sondern eher eine untergeordnete Rolle spielen. Im Zentrum sollte die Bereitstellung einer funktionsfähigen Struktur zum Leben stehen.

Karin Kellner: Zu der Grafik: Hier sind die übergeordneten Bezüge von besonderer Bedeutung. Das Besondere bezieht sich immer nur auf einen Punkt, beispielsweise zeigen junge Leute ihren Freunden, die zu Besuch kommen, doch vor allem das Neue Rathaus, das Theater, das Opernhaus, das ECE ...

Uta Boockhoff-Gries: Dabei geht es doch um die Summe aller Faktoren: soziale, politische, finanzielle, umweltbezogene etc. und darum, einen Konsens zu Baukultur innerhalb einer Gesellschaft herzustellen.

Karin Kellner: Ein Baukulturverständnis bildet sich im Zeithorizont eines jeden Einzelnen heraus. Es entsteht also ein generationsbezogenes Verständnis davon, was Baukultur ist.

Michael Heesch: Die Fokussierung auf das ‚Besondere‘ in der Grafik ist problematisch. Besser wäre es, diese Stelle freizuhalten und sich auf das ‚Allgemeine‘ zu konzentrieren. Auch meine Generation hat mit ‚Sinn und Verstand‘ den Neuaufbau organisiert und dabei ein gemeinsames Verständnis von Baukultur gehabt. Das, was den Einen motiviert oder dieser benötigt, kann jemand Anderen schon wieder einengen. Durch die Anwendung und Berücksichtigung der drei Prinzipien: Gegensatz, Wiederholung und Dominanz in der Architektur können bereits qualitätsvolle Werke geschaffen werden. Sie müssen sich in die Struktur einfügen, in der man sich bewegt.

Johanna Sievers: Die Grafik spiegelt das Erarbeitete nicht entsprechend wider, viele Aspekte und Bezüge gehen verloren. Woran liegt es, dass Laien das Neue Rathaus in Hannover so herausragend finden? Ein ‚baukultureller Mensch‘ würde es doch als reinen Kitsch bezeichnen. Baukultur ist, wenn es ‚schön‘ ist, und die Menschen möchten es ‚schön‘ haben. Aber: Kann man Baukultur an solchen Begriffen festmachen?

Klaus Habermann-Nieße: Zu dem Beispiel Wien: Man muss Wien auch verlassen haben, um es kennen zu lernen! Die Wucht, mit der Architekten auf das Alte reagieren,





ist manchmal überdimensioniert. Baukultur ist der Spiegel der Gesellschaft. An der jeweiligen Baukultur lässt sich erkennen, wem die Stadt gehört. Je nachdem, welche Bauwerke in ihr stehen, spricht sie eine Symbolsprache (Bsp. Rathaus in Hannover). Oft ist es so, dass diese Bauwerke zwar mitten in der Stadt verortet sind, jedoch nicht zu ihr gehören. Ziel muss es sein, die Stadt ‚harmonischer‘ zu gestalten und den Spiegel in Richtung Gesellschaft zu verändern.

Meike von Zimmermann: Zum Begriff der Ästhetik gehören immer verschiedene Aspekte und Vorstellungen. Ästhetische Werte verändern sich. Um ein Verständnis für früher und vorher zu erwerben, muss man die Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens verstehen.

Renate Bornberg: Baukultur wird über eine reine Außenwahrnehmung (von Bauwerken und Städten) definiert. In Wien wird die Innenstadt als ‚Icon‘ von der Tourismusindustrie vermarktet, wohingegen sie der eigentlichen Wiener Stadtbevölkerung nicht mehr gehört und auch nicht mehr von dieser genutzt wird. Beim Neuen Rathaus in Hannover verhält es sich ähnlich.

Uta Boockhoff-Gries: Das hannoversche Rathaus ist – neben der pompösen Hülle – vor allem ein öffentliches Gebäude und wird als solches auch sehr öffentlich gelebt. Es ist zugänglich, hier finden vielfältige Aktivitäten statt. Vor diesem Hintergrund müsste sich allerdings der Austausch von Hochschule und Rathaus noch verbessern. Grundsätzlich muss gefragt werden: Wen erreichen wir wie und wo ist hier der Konsens? Es ist besser, Kinder schon in der Schule mit dem Thema Baukultur in Kontakt zu bringen, denn hier erreicht man alle. Architekten und Stadtplaner erreichen nur eine begrenzte Personengruppe. Hier muss man sich der Frage annehmen: Wie stelle ich ein Empfinden für Baukultur her?

Christiane Axer: Der Begriff Baukultur muss wieder stärker an den gesellschaftlichen Grundwerten gemessen werden, über die ein gesellschaftlicher Konsens herzustellen ist. Das Verständnis von Baukultur lässt sich bei jedem Menschen auf persönliche Erfahrungen zurückführen. Das Bewusstsein für Baukultur muss daher schon ganz früh geschärft werden, damit sich die Werte etablieren.

Sanna Richter (zu Renate Bornberg vorher): Der Ästhetik darf keine untergeordnete Rolle beimessen werden. Ähnlich erfasste Gestaltung muss als integrativer Bestandteil von Baukultur verstanden werden.

Christiane Meyer: Die griechische Kultur nennt das Wahre, Gute und Schöne als

Grundbedürfnisse des Menschen. Die Stadt lebt durch die Vielfalt und die Einheit in der Vielheit. Das können besondere Bauten sein, die aus dem Alltäglichen herausfallen oder aus unterschiedlichen Zeiten stammen, die im Kontrast verschmelzen. Kontraste erzeugen Spannung und Neugier. Das sind besondere Gebäude und das Alltägliche. Wir sollten uns offen für die Vielfalt des Gesamten halten und wertschätzen, was da ist oder was als persönliche Beziehung aufgebaut wurde.

Gesche Grabenhorst: Ästhetik spielt eine bedeutende Rolle. Die Wahrnehmung und die äußere Wirkung von Gebäuden sind das, was bleibt. Warum ist die Begehrlichkeit der Rekonstruktion entstanden? Es gilt, eine Wertschätzung für alle Zeitschichten zu vermitteln, da jede von ihnen uns anders beeinflusst und emotional anspricht.

Michael Heesch: Das Rathaus in Hannover ist eine ‚Perle‘, aber sie macht nicht die Baukultur aus. Baukultur drückt sich vielmehr in Strukturen und nicht in einzelnen Elementen aus. Der Konsens muss über die Strukturen anstatt über die Perlen hergestellt werden. Ich kann Baukultur nicht definieren.

Karin Kellner: Wir sind stark geprägt von der europäischen Stadt. Diese Städte zeichnen sich durch das Zusammenspiel von dem Besonderen und der Alltagsarchitektur aus, die die Bürger gebaut haben. Durch die Segregation der Stadt und zunehmende Individualisierung nehmen die Bürger ihren Gestaltungsfreiraum innerhalb der Stadt nicht mehr wahr. Wenn baukulturelle Aspekte in die Gesellschaft getragen werden sollen, müssen die Bürger wieder zu ihrer Verantwortung geführt werden, miteinander Kultur zu erzeugen.

Johanna Sievers: Der Begriff der Baukultur ist komplexer und umfassender als ‚landläufig‘ angenommen. Bei der Vermittlung von Baukultur muss auf eine gleichberechtigte Kommunikation geachtet werden. Durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit der einzelnen Interessengruppen kann verhindert werden, dass eine Gruppe der anderen sagt, was Baukultur ist. Es muss ein gemeinsames Ziel (für die Baukultur) entwickelt werden. Und warum nicht mehr: Baukultur macht Hochschule?

Prof. Barbara Zibell fasst zusammen und benennt als wesentlichen Punkt, der aus der Diskussion hervorging, die Summe aller Faktoren, die zur Qualität beitragen. Darüber hinaus scheinen ihr Themen wie Umgangsformen, Kommunikation, Brauchbarkeit und Sicherheit in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Begriff und Konzept von Baukultur zu stehen.

Was ist Baukultur? Dazu kann als Ergebnis dieser ersten Runde festgehalten werden:





„Bau-„ ist die Gesamtheit der menschengemachten, gebauten und gestalteten, Umwelt und „-kultur“ die Pflege und der Umgang mit dem Gewordenen wie mit dem Werden.

II.3.3 Wie entsteht Baukultur?

Die zweite Gesprächsrunde wurde von *Dr. Renate Bornberg* eingeleitet. Aus dem vorangegangenen Diskurs, was Baukultur sei, stünden für sie folgende Aussagen im Raum: Baukulturelles Bewusstsein soll geschaffen werden – Die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft und dem Raum – Die Befangenheit der Raumgestalter, die keine übergreifende Auseinandersetzung mit der Raum- und der Stadtgestaltung pflegen – Es gibt erhaltenswürdige Bausubstanz, aber welches Erbe treten wir da an? – Es gibt eine ideelle Vorstellung über die Lebensziele in der Gesellschaft – Raus aus den Feuilletons, rein in die Nachrichten – Integriertes Planen statt sektoraler Fachplanung – Baukultur soll keine dekorative Aufgabe sein – Die Pflege und der Erhalt von öffentlichen Werten – Die Beteiligung aller – Guter Geschmack – Individuelle, situationgerechte Lösungen – Was ist mit dem „Bottom up“ Problem? – Wie gehen wir mit unterschiedlichen kulturellen Ethnien in der Stadt um? – Wie gehen wir mit der Icon-Architektur um? – Gibt es nur eine Baukultur in Deutschland? – Baukultur entsteht aus der Gesellschaft, aus den Lebensszenarien.

Mit diesen Gedanken leitete sie die zweite Runde ein: Wie entsteht Baukultur und was sind die zu Grunde liegenden Strategien? Was sind die zukünftigen Handlungsfelder, um Baukultur entstehen zu lassen?

Die zweite Diskussionsrunde

Ekkehard Bollmann: Was Baukultur ist und wie sie entsteht, sind Themen, die nahtlos ineinander übergehen. Baukultur, im eigentlichen Sinne, ist nicht so einfach zu definieren. Kultur heißt: bauen, bebauen, insofern ist Baukultur eine Tautologie. Entscheidend ist dabei der Prozess: Wie entstehen qualitätsvolle Architektur oder qualitätsvolle städtebauliche Räume? Es geht um den Umgang mit dem Vorgang des Bauen und Planens und um die Art und Weise, wie die Faktoren, die zu Baukultur führen, einbezogen werden. Wir haben in unserem Planungsrecht eine weite Forderung für die Mitbestimmung, das ist auch ein Teil der Baukultur.

Juliane Schonauer: Ich würde nicht sagen, dass jede Stadt ihre eigene Baukultur hat,

eher ihre eigene Bautradition. Ausprägungen einer vielfältigen Gesellschaft? Ist diese Vielfalt alleine schon Baukultur? Man könnte sich auf einen Konsens einigen, das wäre baukulturelle Verständigung.

Meike von Zimmermann: Ich glaube, dass wir uns darüber verständigen müssen, in welcher Sprache wir in Zukunft darüber sprechen möchten. Wie können wir kommunizieren, um Baukultur zu produzieren?

WIE ENTSTEHT BAUKULTUR?

„**Bewusstsein**
und **Diskussion**
ist bereits eine Art von
Baukultur.“

Uta Boockhoff-Gries

„Frühes **Schärfen** des
Bewusstseins.“

Christiane Axer

„Die **Politik** muss den Raum für
Kommunikation schaffen.“

Enno Hagenah

„**Menschen**
im **Mittelpunkt**.“

Meike von Zimmermann

„Wir müssen das **Bewusstsein** schärfen,
das **Sehenlernen** trainieren und das Bild
nutzen, sodass wir die gleichen Dinge sehen und dann
bewerten können.“

Gesche Grabenhorst

„Wir brauchen in erster Linie eine
gute **Planungskultur** und diese
braucht eine **Beteiligung**.“

Michael Heesch

Ausschnitt aus einem Plakat für den Dritten Hochschultag, Grafik: Ziegler

Michael Heesch: Die Sprache, in der wir uns darüber unterhalten, sind Bilder. Bei der Herstellung von Bauten gibt es zwei Betroffenenheiten: die, die in der Baukultur leben, und die, die sie herstellen. Wir sind die Fachleute für die Herstellung. Wie kreieren wir eine gute Baukultur? Wir brauchen in erster Linie eine gute Planungskultur und diese braucht eine Beteiligung.

Gesche Grabenhorst: Die Sprache als Kommunikationsmedium lässt zu viel Spielraum für Missverständnisse. Wir müssen das Bewusstsein schärfen, das Sehenlernen trainieren und das Bild nutzen, sodass wir die gleichen Dinge sehen und dann bewerten können.

Karin Kellner: Die europäische Stadt ist ein Erfolgsmodell aufgrund ihrer Geschlossenheit. Sie bietet Erschließungsmöglichkeiten und wirtschaftliche Sicherheit zur Le-



bensmöglichkeit aller. Das ist eine hervorragende Voraussetzung für die Entstehung von Baukultur. In unseren Städten heute ist ein Großteil der Bürger nicht in der Lage, sich am wirtschaftlichen Leben zu beteiligen, weil sie aus sozialen oder ethnischen Gründen aus dem Diskurs rausfallen. Chancengleichheit spielt eine ganz große Rolle. Die Leute in die Lage zu versetzen, über Bilder zu kommunizieren, das ist die große Herausforderung.

Renate Bornberg: Nicht die europäische Stadt ist der Verkaufsschlager, sondern sogar die deutsche Stadt ist das Vorbild, in den Methoden zur Integration aller. Es geht dabei um das Gedankenmodell, wie man Stadt umsetzt.

Johanna Sievers: Oftmals herrscht die Befürchtung vor, dass unter der Beteiligung vieler die Ästhetik leide. Das Gegenteil ist der Fall. Die Menschen müssen sich aufrichtig beteiligen können. Hierzu braucht es eine bessere Information und die Beratung mithilfe unserer Fachkompetenz. Die derzeitige Beteiligungskultur ist nach wie vor scheinheilig.

Barbara Zibell: Bürgerbeteiligung muss auf jeden Fall eine umfassende Öffentlichkeitsbeteiligung aller sein, die ein berechtigtes Interesse an der Stadt, dem Ort haben, das heißt: BürgerInnen wie BewohnerInnen und im Prinzip auch Beschäftigte. Am Beispiel der Schweiz lässt sich zeigen, dass hier zwar die halbdirekte Demokratie Alltag ist, dabei die großen Anteile der Nichteingebürgerten jedoch nicht beteiligt sind. Die Abstimmungen beziehen nur die Schweizerbürger und -bürgerinnen ein. Zuweilen können diese – nachdem ein Projekt von der Verwaltung ausgearbeitet wurde, wie im Fall des Kongresshauses in den vergangenen Jahren geschehen – auch zur Verhinderung von (fachlich u. U. als gut beurteilten) Projekten führen. Es muss Leute geben, im politischen wie auch im gesellschaftlichen Raum, die an diesem Diskurs über Qualität(en) festhalten.

Ekkehard Bollmann: Ein Faktor ist, wie ein zukünftiger Architekt einen guten Entwurf entwickeln kann. Dabei ist die gesellschaftliche Akzeptanz entscheidend. Wenn die Gesellschaft ein Schloss will, dann wird ein Schloss gebaut und alles andere weggerissen. Das geht, weil eine Art gesellschaftlicher Konsens da ist, der am Ende entscheidet.

Gesche Grabenhorst: Man kann vielleicht sagen: ArchitektInnen sind zwar dazu ausgebildet, anders' zu sehen und zu bewerten, das ist jedoch kein Garant für baukulturelle Qualität. Architekten hingegen können auch ganz elitär in die falsche Richtung sehen.

Enno Hagenah (bezogen auf das Beispiel Schweiz): Dieses Abwägen ist eben auch ein kultureller Prozess: alt erhalten oder abreißen und neu bauen. Die Frage nach Baukultur ist nie abschließend bewertbar. Es kann sein, dass ein neu gebautes Schloss nicht gleich Baukultur ist. Die reale Mehrheit entspricht nicht unbedingt der von der Politik gefühlten Mehrheit.

Juliane Schonauer: Bei dem Versuch, Baukultur zu fassen, schafft man schon eine automatische Abgrenzung, weil sich viele davon nicht angesprochen fühlen. Die sinnliche Erfahrung ist eine gute Methode des ‚Sehen-Lernens‘ (Beispiel: *Lucius Burckhardt* und seine Stadtpaziergänge, ausgearbeitet als eigentliche „Spaziergangswissenschaft“).

Sanna Richter: Es muss der Bezug zur Baukultur und eine Verbindung zum persönlichen Leben geschaffen werden. Man muss fragen, was die Menschen interessiert.

Michael Heesch: Wie gelingt es uns, den strukturellen Gedanken zu dokumentieren? Wie gelingt es uns, mehr als nur die eigene kleine Aufgabe in den Blick zu nehmen? „Das berufsnavivistische Bild nach Originalität“ (Zitat *Böhm*) besiegen - wenn uns das gelänge, wäre das ein großer Schritt zur Errichtung von Baukultur. Der Raum, in dem wir wirken, ist nicht leer.

Karin Kellner: Ein Großteil des Problems, dass Baukultur zu wenig gesellschaftliche Akzeptanz hat, liegt bei der Architektenzunft selbst. Wo wird ein Gebäude kontextuell oder mit Nutzern abgebildet? Architektur wird benutzt und sie muss benutzbar sein. Das Interesse-Wecken an bestimmten Orten spielt eine ganz wesentliche Rolle bei der Frage, wie Baukultur entsteht. Wir müssen die Gesellschaft sprechbar machen, indem wir Fachleute öffentlich Pros und Contras austauschen. Die Gesellschaft muss sich eine eigene Meinung bilden können.

Michael Heesch: Die Struktur bleibt, die Elemente sind austauschbar.

Renate Bornberg: Bürger können heute nicht mehr die Gestalt der Stadt beeinflussen, weil sie nicht mehr selber bauen.

Karin Kellner: Wir brauchen einen neuen Gesellschaftsvertrag. Wir müssen die Gesellschaft transformieren und das geht nur, indem wir unser Wissen zur Verfügung stellen. Die Politik sehe ich im Moment außen vor, Bürger und Wissenschaftler müssen ran, damit sich etwas bewegt.

Klaus Habermann-Nieße: Wenn Baukultur auch Planungskultur ist, dann geht es um Kommunikation. Es muss Kommunikation beigebracht werden, nicht nur Entwerfen.



Ekkehard Bollmann: Wir müssen Medien aktivieren, um die Gesellschaft zu erreichen.
Enno Hagenah: Planung und Stadtgestaltung müssen anders vermittelt werden. Die Politik muss den Raum für Kommunikation und öffentliche Beteiligung schaffen, dabei muss Politik natürlich eine Beteiligung auch wollen. Hierbei muss die Fachwelt Überzeugungsarbeit leisten. Jeder kleine Schritt, der unternommen wird, kann ein Potential für die Baukultur bedeuten. Ehemals politisch Undenkbares kann durch eine gemeinsame Vorstellung und ein gemeinsames Ziel zu einer neuen Vision und vor allem zu einer neuen Wirklichkeit werden.

Christiane Axer: Die Politik muss (Mit-)Initiatorin sein und die Baukultur unterstützen. Wenn sie das nicht tut, sollte sie dazu verpflichtet werden, Baukultur zu implementieren.

Johanna Sievers: Die Arroganz einiger einzelner Akteure (Architekten, Politiker) und ihr Empfinden, immer alles richtig zu machen, tragen im Moment aber auch dazu bei, dass Baukultur schon in ihrem Keim erstickt wird – eine solche Haltung ist Gift für die Baukultur.

Uta Boockhoff-Grieß: Bewusstsein und Diskussion sind bereits eine Art von Baukultur. Es gibt nicht die eine Sorte von Architekten, sondern es gibt Architekten auf der einen und auf der anderen Seite. Was muss Politik vorgeben? Am Beispiel Stadtplatzprojekt kann man sehen, dass es eine große Bürgerbeteiligung zum Thema Park oder Parkplatz gab, aber schlussendlich keine Entscheidung durch die Bürger möglich war. In solchen Fällen ist die Politik klar in der Verantwortung, eine Entscheidung zu treffen.

II.3.4 Wer sichert Baukultur?

Die dritte Gesprächsrunde wurde von *Carl Herwarth von Bittenfeld* eingeleitet. Auch er hatte aus den Aussagen in den Thesenpapieren eine Grafik (vgl. Abb. 2) gefertigt, die er einleitend erläuterte:

Zu der Fragestellung „Wer sichert Baukultur?“ gab es eine Reihe von Statements und Stichworte, für die mit der Grafik eine klar gegliederte Struktur mit einer Unterscheidung von der Akteurs- über die Ziel- bis zur Maßnahmenebene vorgeschlagen wird. Dabei lassen sich im Wesentlichen zwei Akteure resp. AdressatInnen ausmachen: die Öffentlichkeit (oder Zivilgesellschaft) und die unterschiedlichen Administrationen und Institutionen, die unmittelbar und mittelbar sich mit baukulturellen Belangen beschäftigen. Auf der Zielebene werden für die unterschiedlichen vorgeschlagenen

Maßnahmen zwei zentrale Stoß- oder Zielrichtungen definiert: Bei der breiten Öffentlichkeit steht die Bewusstseinsbildung sowie die Stärkung der sozialen Identifikation mit den baukulturellen Werten im Vordergrund ('Wir erkennen oder verstehen Baukultur'), während die relevanten Administrationen und Institutionen die eigentliche Qualitätssicherung verantworten ('Wir säen Baukultur'). In dem ersten Fall geht es um das Wissen, was Baukultur überhaupt ist, im zweiten Fall um die Frage, wie gute Baukultur entsteht.

Auf der Maßnahmenebene lassen sich bezogen auf die beiden Akteursgruppen resp. Zielrichtungen jeweils zwei Handlungsfelder zuordnen:

- Bei der Arbeit in der breiten Öffentlichkeit zur Förderung der Bewusstseinsbildung sowie zur Stärkung der sozialen Identifikation mit den baukulturellen Werten werden vor allem die 'Bildungsarbeit' und die 'Öffentlichkeitsarbeit' als zentrale Themen angesehen. Zu den hier zugeordneten Maßnahmen gehören insbesondere die Schulbildung in allen Sparten, der Städtetourismus ('Reisen bildet'), verschiedene Veranstaltungsreihen und Aktionen, wie Spaziergänge, Führungen, Tage der offenen Tür, die verstärkte Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Medien, Hinweisschilder, Herausstellung von Best Practice-Beispielen ('Baukultur gehört in die Nachrichten').
- Bei der Arbeit der verschiedenen relevanten Administrationen und Institutionen stellen die 'Qualitätssicherung' sowie die 'Implementierung' zwei zentrale Hand-

Wer und was sichert Baukultur?

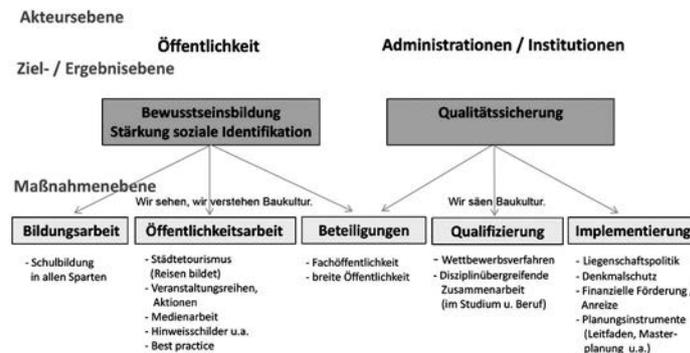


Abb. 2: Wer sichert Baukultur? Herwarth von Bittenfeld, 2011



lungsfelder dar. Zu den Maßnahmen der Qualitätssicherung gehören vor allem die Durchführung von Wettbewerbsverfahren, die Förderung einer disziplinübergreifenden Zusammenarbeit (nicht nur im beruflichen Alltag, sondern auch bereits im Studium), die Sicherstellung von qualifiziertem Personal sowie ausreichender finanzieller und personeller Ressourcen zur baulichen Unterhaltung der baukulturellen Werte und nicht zuletzt eine kompetente Ausbildung. Im Handlungsfeld 'Implementierung' wird als wichtige Maßnahme und Instrument eine in ihren Zielen differenzierte kommunale Liegenschaftspolitik gesehen, die über Auflagen, Konzeptwettbewerbe sowie neue Trägermodelle (z.B. Baugruppenprojekte) hohe Qualitätsstandards fördern kann. Darüber hinaus wird dem Denkmalschutz, der finanziellen Förderung / Anreizpolitik sowie verschiedenen Planungsinstrumenten (Masterpläne, Leitfäden) und einer verstärkten Kooperation mit den kommunalen Wohnungsbauunternehmen eine hohe Bedeutung zugemessen. Über allem steht aber die Forderung resp. Notwendigkeit, dass die Verwaltung politische Unterstützung braucht.

Gewissermaßen als Bindeglied zwischen beiden Akteursgruppen fungiert das Handlungsfeld 'Beteiligung' ('Wir streiten und verständigen uns über Baukultur'). Wichtige zugeordnete Maßnahmen sind die Durchführung von ExpertInnenhearings, Fachforen, Stadtteilwerkstätten, dialogorientierte Planungs- und Mitwirkungsverfahren sowie die Einbeziehung neuer Medien (Internet, Blogs), die einen deutlichen medialen Bedeutungsgewinn erfahren. Im Ergebnis muss die Frage 'Wer sichert Baukultur' in einem prozessualen Kontext gesehen werden, wobei vom Stellenwert grundsätzlich 'Akzeptanz besser als Anordnung' ist.

Die dritte Diskussionsrunde

Enno Hagenah: Warum muss Baukultur überhaupt gesichert werden? Wenn sie einmal entstanden ist, steht sie für sich und wird akzeptiert. Konkurrenz findet auf einer anderen Ebene statt, vergleichbar mit dem Verhalten eines Löwenrudels und dem Konkurrenzverhalten unter den männlichen Löwen. Dieser Mechanismus lässt sich auch an unserem Generationenverhalten ablesen. Die Meinung der Eltern wird oftmals nicht anerkannt, der Standpunkt der Großeltern findet hingegen Anklang und Befürwortung. Will man Baukultur sichern, so muss der Denkmalschutz flexibler gestaltet werden. Denn Baukultur bedeutet im Moment oft einfach „Wahrung des Alten“.

Johanna Sievers: Warum müssen wir die Baukultur überhaupt sichern? Oft fehlen gute Konzepte zur Pflege und Erhaltung des Gebauten. Dies sieht man deutlich am Gebäude der Fakultät: Wären Vorplatz und Gebäude besser gepflegt, sähen sie nicht so aus! Solche Probleme kann man nur lösen, wenn die öffentliche Verwaltung besser ausgestattet wird, damit sie handlungsfähig bleibt und in diesem Sinne auch frei und unabhängig agieren kann.

Ekkehard Bollmann: Für die Sicherung der Baukultur stellt sich die Frage „Wie sichere ich vorhandene Qualität?“. In Dänemark wurden zum Beispiel für den ländlichen Lebensraum Hausgrundrisse entwickelt, die „jeder“ für verhältnismäßig wenig Geld erwerben konnte. Dadurch konnte auch auf dem Land eine sehr hohe Qualität (Wohnqualität) entstehen. So sind dort viele hochwertige Häuser und öffentliche Räume entstanden.

Michael Heesch: Viele Kulturdenkmäler sind ohne das Zutun von Bauverwaltungen entstanden. Es ist notwendig, dass es einen offenen Umgang mit Denkmälern gibt. Ein Bauwerk ist nur dann etwas wert, wenn es lebt und gelebt wird. Somit muss man

WER SICHERT BAUKULTUR?



Ausschnitt aus einem Plakat für den Dritten Hochschultag, Grafik: Ziegler



sich immer wieder mit der Frage „Was will man mit dem Denkmal dokumentieren?“ auseinander setzen.

Uta Boockhoff-Gries: In meiner Zeit als Baudezernentin habe ich oft erlebt, dass der Investor gar nicht mehr mit einem Architekten zu Baubesprechungen erschien, sondern gleich mit seinem Anwalt. Das heißt, der Architekt ist an einem wichtigen Teil des Prozesses gar nicht mehr beteiligt. Dies wiederum bedeutete für mich als Baudezernentin, dass ich ebenfalls mit Unterstützung eines Juristen in die Verhandlung gehen musste. Dabei habe ich vorausschauend zu den Investoren gesagt, dass nicht mehr die Stadtplaner das Protokoll aufnehmen, sondern die Juristen, damit sie den eventuellen Streitigkeiten zuvor kommen können. Diese Problematik lässt sich auch auf das Thema der Baukultur übertragen.

Ich würde es begrüßen, wenn die Namen der jeweiligen Architekten gleich an den Häusern stehen würden. Des Weiteren wäre es gut, wenn die Stadt festhalten würde, wem welches Gebäude in der Stadt gehört. Als Karstadt sein Bettenhaus aufgelöst hat, habe ich beispielsweise zum ersten Mal gesehen, wem eigentlich was in der Innenstadt gehört. Eine weitere Frage ist die nach dem Stellenwert von Architekten in der heutigen Gesellschaft. Und wie die Ausbildung eines Architekten aussehen muss, damit dieser über ausreichende Kompetenz, auch im Hinblick auf juristische Fragen, verfügt. Heutzutage ist das Ansehen der Architekten in der Gesellschaft gesunken. Dieser Trend wirkt sich auch auf die Baukultur aus. Ein Beispiel hierfür ist die Elbphilharmonie in Hamburg. Das Bauvorhaben wurde und wird in der Öffentlichkeit viel kritisiert, vor allem auch von Architekten. Doch sind diese oft gar nicht verantwortlich für die Kritikpunkte und nicht alle Fakten werden in die Öffentlichkeit transportiert. Das „Standing“ des Architekten für die Baukultur muss in der Gesellschaft gestärkt werden. Die Städte und die Politik müssen dabei unterstützend mitwirken. Zum Beispiel habe ich oft kämpfen müssen, dass ich meine mich beratenden Anwälte behalten darf, sonst hätte ich vielleicht oft ganz anders entscheiden müssen.

Gesche Grabenhorst: Das Bild und Arbeitsfeld des Architekten und der Architektin hat sich stark geändert und wird in Teilen immer weiter bürokratisiert. Das Interesse an Baukultur muss geweckt und verankert werden. Dazu könnte man generell Foren (Arbeitsforen) einführen, in denen die positive Stimmung um das Thema Baukultur in der Gesellschaft erhalten und weiter gefördert wird.

Karin Kellner: Dies kann aber nur erreicht werden, wenn man am Kurs der Zeit bleibt.

Die Bürger und Bürgerinnen können und müssen dazu bewegt werden, an Veranstaltungen teilzunehmen, sich über das Thema zu informieren und sich mit der Problemstellung auseinanderzusetzen. Dann ist es für sie einfacher zu erkennen, was Stadtgestalt ist und wie sie sie beeinflussen können. Genau hier müssen Verbände, Fachleute und Freiberufler eingreifen – Themen erkennen und ihnen ein Forum bieten, damit in der Öffentlichkeit diskutiert werden kann.

Juliane Schonauer: Wichtig ist, dass es eine Qualitätssicherungskette gibt. Es muss möglich sein, während und nach dem ganzen Bauprozess die Qualitätssicherung kontinuierlich aufrecht zu erhalten. Auch nach Fertigstellung des Baus sind die Bewirtschaftung und die Pflege wichtig. *Christiane Meyer:* Das Schaubild ist sehr hilfreich, um gut und übersichtlich eine Struktur in die ganze Problematik zu bekommen. Die Qualitätssicherung könnte um den wichtigen Gedanken der Weiterentwicklung von Vorhandenem ergänzt werden.

Johanna Sievers: Engagement, Motivation und Leidenschaft sind für mich besonders wichtige Elemente bei der Baukulturarbeit. Ohne sie kann kein durchgehender Faden, keine Begeisterung entstehen. Die breite Masse, der örtliche Förderverein sind entscheidend, denn die offizielle Einrichtung für diese Angelegenheiten (die Bundesstiftung Baukultur) ist für die meisten viel zu weit weg von der Basis und für den Laien nicht mehr fassbar.

Christiane Meyer: Dies ist auch schon zu sehen am „Table of learning“ von Shulman. Er beginnt mit „Engagement and Motivation“ als Voraussetzung, dass überhaupt etwas in die Wege geleitet wird, und schließt mit „Commitment and Identity“. Sehr passend für die Thematik der Baukultur!

1.3.5 Ergebnisse und Ausblick

Am Ende des Workshops fasste *Barbara Zibell* die Ergebnisse zusammen und gab einen Ausblick für die Fortsetzung des Dialogs über Baukultur, insbesondere auch im Hinblick auf den Hochschultag 2012 in Berlin.

Mit Bezug auf die gerade abgeschlossene, dritte Diskussionsrunde sei gerade die Bildung, die Lehre von besonderer Bedeutung: Es ginge darum, selbstbewusste Persönlichkeiten auszubilden, nicht Lemminge zu erziehen, die alle gemeinsam in die eine Richtung des Mainstreams laufen, sondern Menschen, die ein gesundes Urteilsvermögen entfalten im Widerstreit der Haltungen und in der Lage sind, die Vielfalt an



Bedürfnissen und Interessen in baulich-räumliche Qualität(en) umzusetzen. Arroganz sei das Gift für die Erhaltung und Entwicklung von Baukultur. Bezug nehmend auf dieses Zitat aus der vorangegangenen Gesprächsrunde entwickelte sie ein Governance Dreieck der Baukultur: Politik – Wirtschaft – Bildung, wozu nicht nur Lehre und Forschung an der Hochschule gehören, sondern bereits die Architekturvermittlung an Schulen (vgl. das Beispiel der Architektenkammern, nicht nur in Niedersachsen) und insbesondere der breite Einbezug der Öffentlichkeit in Diskurse über bauliche Qualitäten und Baukultur. Dabei ist Arroganz in der Tat fehl am Platz, weil dadurch sofort wieder Teilöffentlichkeiten ausgeschlossen würden, bevor sie überhaupt eine Chance zur Artikulation erhielten.

In diesem Governance Dreieck der Baukultur (s. Abb. 3) fiele der Politik / Verwaltung als Trägerin der Verantwortung kommunaler Selbstverwaltung die Rolle zu, Freiräume zu bieten für den Dialog und diese im öffentlichen Raum von Stadt und Gesellschaft zu kultivieren. Bildung in der Wissensgesellschaft wäre auf allen Ebenen und in allen Bereichen dafür verantwortlich, die Mündigkeit der (künftigen) Bürgerinnen und Bürgern zu fördern. Auf Seiten der Wirtschaft wiederum, zum Beispiel in Gestalt von

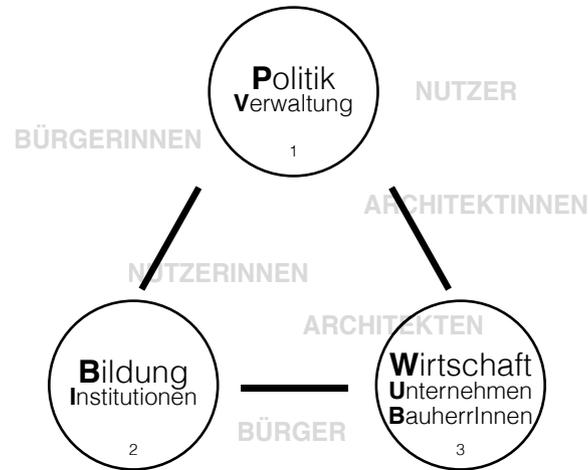


Abb. 3: Governance der Baukultur, Zibell, 2011

Wohnungsunternehmen, aber auch von gewerblichen Immobilienentwicklern, wäre eine maximale Aneignung privater und halbprivater sowie halböffentlicher Räume durch NutzerInnen zu ermöglichen.

Es geht darum, an den Akteurinnen und Akteuren aus den verschiedenen Teilsystemen der Gesellschaft anzusetzen, um eine maximale Verbreitung baukultureller Diskurse und eine selbstverständliche Verständigung aller über erzielte und zu erzielende Qualitäten zu erreichen.

Den Teilnehmenden an dem heutigen Workshop dankte *Prof. Barbara Zibell* abschließend, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass dieser Kreis auch herzlich eingeladen ist, am nächsten Hochschultag teilzunehmen und dessen Vorbereitung zu unterstützen.



OSTSTADT

MITTE

CALENBGR

NEUST

Mauerpark
Park der
Partisanen

Schützenplatz

III. Das Projekt Baukultur

Hendrik Bloem

Baukultur – oder die Kultur des Bauens

III.1 Motivation

„Baukultur“ ist in aller Munde. So allgegenwärtig im Gebrauch, so notwendig ist die Deutung des Begriffes „Baukultur“, wenn angehende Architektinnen und Architekten in ihrer Ausbildung konkret nach Antworten suchen auf die Frage: Was ist eigentlich Baukultur?

Ausführungen Studierender in verschiedenen Kontexten im Lehrbetrieb machen deutlich, dass der Begriff Baukultur oft als unklar oder undefiniert empfunden wird. Bedeutungszuweisungen beruhen bisweilen auf einem einseitigen (Miss-)Verständnis von Baukultur, die dann als „Bewahren eines baukulturellen Erbes“, als ausschließliche „Vergangenheitspflege“, gedeutet wird. Ihr schneller Blick in die freie Enzyklopädie Wikipedia (im Online-Duden wird Baukultur erst gar nicht erwähnt!) offenbart ihnen folgende Definition: „Baukultur beschreibt die Summe menschlicher Leistungen, natürliche oder gebaute Umwelt zu verändern.“² Auf der beim Googeln noch vor Wikipedia an erster Stelle geordneten Homepage der Bundesstiftung Baukultur liest sich eine Definition u.a. so: „Baukultur ist ein Spiegel unserer Gesellschaft und unseres Zusammenlebens. Damit ist sie auch Prozesskultur, die Veränderung und Wandel berücksichtigt.“ und: „Baukultur ist mehr als Baukunst“. Beispielhafte Baukultur ist nicht nur „atemberaubend schön“, sondern sie berücksichtigt ebenso ökologische und wirtschaftliche Qualitäten und bringt diese mit den soziokulturellen Anforderungen in Einklang.³ Das Netzwerk Baukultur Niedersachsen erklärt sich folgendermaßen: „Baukultur berührt als Querschnittsthema sehr viele Aspekte: von der Stadtentwicklung einschließlich ihrer Planungsprozesse über die Stadt- und Landschaftsgestaltung, die Gestaltung und Bewahrung von Gebäuden und öffentlichen Räumen bis zur baulichen Ausführung.“⁴

1 geprüft: 24.7.2013

2 <http://www.wikipedia.org/wiki/Baukultur> (Aufgerufen: 24.7.2013)

3 <http://www.bundesstiftung-baukultur.de/informationen/ueber-baukultur.html> (Aufgerufen: 24.7.2013)

4 http://www.baukultur-niedersachsen.de/index.php?option=com_content&view=article&id=2&Itemid=3 (Aufgerufen: 10.8.2013)

Diese Definitionen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Baukultur ist eine Kultur der Veränderung und des Wandels, aber auch der Bewahrung von Stadt und Land(schaft), bis hin zum einzelnen Gebäude mit Ansprüchen an Schönheit, Qualität und Nachhaltigkeit. Sie vollzieht sich von der Ebene übergeordneter Planungen über die Stadt- und Land(schafts)gestaltung bis zur Bauausführung und spiegelt dabei gesellschaftliche Prioritäten.

Wenn diese Prioritäten seit einigen Jahren nun einer besonderen Erwähnung bedürfen und sich verschiedene Initiativen in Deutschland aufgrund eines eindeutigen politischen Willens diesem Thema gesondert widmen, Baukultur also nicht „hingenommen“ wird, sondern eine umfassende Thematisierung erfährt, dann doch wohl, weil sie gegenwärtig überwiegend unbefriedigende Rückschlüsse auf eine Gesellschaft und deren Wertvorstellungen zulässt, wie sie ihre Umwelt baut, wo sie dabei welche Verantwortung übernimmt und wo sie es eben nicht tut.

Es liegt offensichtlich etwas im Argen mit der Baukultur.

Während die Initiativen auf Bundes- und Landesebene deshalb Kriterien zur Baukultur in ihren Statuten festgesetzt haben und sich bemühen, (wenigstens) „Baukultur in die Schule“⁵ zu bringen, braucht es ebenfalls eine entsprechende „Aufklärung“ im Lehrbetrieb einer Architekturfakultät (mit jungen Erwachsenen, die von solchen Initiativen in ihrer Schulzeit nicht profitieren konnten). Es gehört zur Verantwortung der Lehrenden, das Thema Baukultur bei Studierenden als zukünftigen AkteurInnen zu platzieren, die ja per se das Ziel verfolgen, Landschaft gut zu gestalten, guten Städtebau zu verwirklichen und gute Architektur zu entwerfen.

Während Architekturstudierende in der Regel eine ganz hervorragende Ausbildung im Gebäudeentwurf, im Städtebau, im besten Fall gepaart mit einem Verständnis für die entstehenden Freiräume genießen, und damit beste Voraussetzungen für wichtige Aspekte von Baukultur geschaffen werden, fehlt in der Praxis jedoch häufig, was zu einer guten Kultur des Bauens beiträgt: zum Beispiel ein kooperatives und dialogisches Verhalten von AkteurInnen und ExpertInnen. Neben einer aufgeklärten und aktiven,

5 Beispiel Netzwerk Baukultur Niedersachsen: „Die Landesinitiative Baukultur besteht aus vier Bausteinen; einer davon ist der Baustein Architektur macht Schule. Diesen Baustein betreuen das Niedersächsische Kultusministerium, die Architektenkammer und der Verein zur Förderung der Baukunst. Die Aktivitäten dieses Bausteins sind breit gefächert. Sie reichen von Schulprojekten mit Architektinnen und Architekten über die Entwicklung von Unterrichtsmaterialien und die architektur-bezogenen Lehrerfortbildungen.“ Quelle: http://www.baukultur-niedersachsen.de/index.php?option=com_content&view=article&id=2&Itemid=3 (Aufgerufen: 27.8.2013)



Verantwortung durch Teilhabe übernehmenden (und nicht nur beteiligten) Bevölkerung gehören dazu offene, interdisziplinär denkende und handelnde Fachleute, die Planung und Gestaltung nicht zu ihrer Privatsache machen, sondern Planungs- und Entscheidungsprozesse in der Öffentlichkeit als Chance für ein besseres und bestes Ergebnis verstehen und entsprechend initiieren. Also auch und gerade ArchitektInnen. Die Aufgabe der Lehrenden ist es deshalb, die zukünftigen Fachleute zu motivieren: für die Teilhabe am Prozess des Bauens, für die Erkenntnis, dass die gebaute Umwelt alle angeht. Dass es keine Gleichgültigkeit gegenüber sozialen, ökologischen und ökonomischen Herausforderungen geben darf, sondern ganz im Gegenteil, an deren Bewältigung Architekturqualität zu messen ist, und dafür, dass sich Bewertungen von Gebautem eben auch im Schönheitsempfinden einer Bevölkerung äußern, das noch dazu regional geprägt sein kann und entsprechend zu respektieren ist, insgesamt also für das kooperative Moment des ganzen Bau- und Schaffensprozesses.



Ein Lehrangebot an einer Architekturfakultät zum Thema Baukultur sollte vor diesem Hintergrund mindestens drei Ziele verfolgen:

- a) Hintergrund und Selbstverständnis von Baukultur thematisieren sowie Kriterien für Baukultur und Architekturqualität definieren
- b) die besondere Verantwortung der zukünftigen ArchitektInnen und PlanerInnen im Baukulturprozess beleuchten und schulen
- c) diesen Diskurs anhand konkreter oder fiktiver Bauaufgaben proben.

Die Abteilung Planungs- und Architektursoziologie hat sich in der Lehrveranstaltung „Baukultur – oder die Kultur des Bauens“ den ersten beiden Zielen gewidmet. Dem dritten Ziel fühlt sie sich in laufenden Projekten zu vielfältigen Architekturthemen im Bereich Wohnen | Versorgen | Umnutzen ständig verpflichtet.

III.2 Projektdurchführung

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Zielvorstellungen sollte das Projektangebot den Studierenden ermöglichen, sich Definitionen und Erläuterungen zur Baukultur wissenschaftlich zu erarbeiten sowie Kriterien zu entwickeln und am selbst gewählten Beispiel anzuwenden. Das entsprechende didaktische Konzept zielte darauf ab, mit geeigneten Mitteln die Studierenden sowohl an explorative Studien und aktuelle Dis-

kurse als auch an eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema heranzuführen. Sie hatten die Möglichkeit, sich ausgewählten Objekten | Ensembles individuell zu nähern, deren baukulturelle Kriterien herauszuarbeiten und am Beispiel theoretisch wissenschaftlich fundiert zu vertiefen. Die Ergebnisse sollten für eine öffentliche Ausstellung (Posterpräsentation) am Dritten Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik in Berlin 2012 aufbereitet werden.

Um ein wirklichkeitsnahes interdisziplinäres Arbeiten unterschiedlicher am Bauprozess beteiligter Disziplinen zu ermöglichen und ein dialogisches und kooperatives Verhalten zu schulen, stand die Lehrveranstaltung sowohl Bachelor-, Master- als auch Diplom-Studierenden der unterschiedlichen Studienrichtungen als wahlfreies Angebot offen.

Es waren grundsätzlich vier Arbeitsphasen vorgesehen: 1. Rezipieren und Analysieren, 2. Reflektieren, 3. Konsolidieren und Konzipieren, 4. Präsentieren (s. Abb. 4). Die je etwa vierwöchigen Phasen gliederten sich in Methoden mit zunehmenden Aktivierungspotenzial, um den Studierenden den Übergang vom eher rezeptiven Verhalten zum konzeptionellen Handeln zu erleichtern. Insbesondere vor dem Hintergrund einer ge-

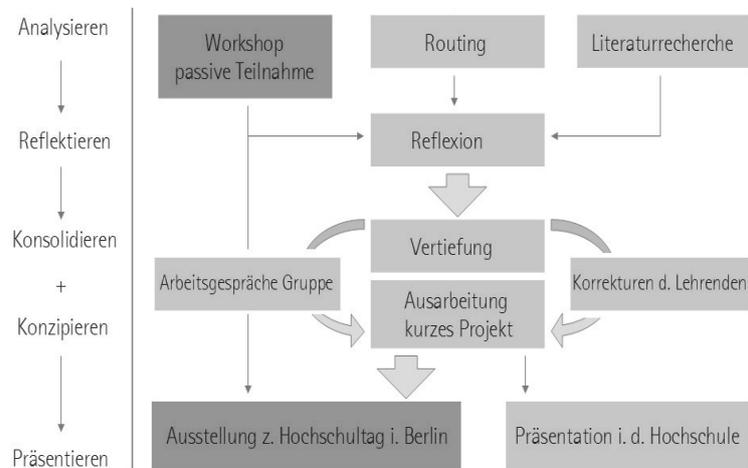


Abb. 4: Baukultur - oder die Kultur des Bauens, Lehrkonzept, Bloem, 2011

fühlten Unsicherheit zum Thema „Baukultur – was ist das?“⁶ erschien dieses Konzept notwendig und erwies sich in der Umsetzung auch als überaus brauchbar.

Für die Lehrveranstaltung bestand dann sowohl von Seiten der Bachelor- als auch der Master- und Diplom-Studierenden aus dem Bereich Architektur und Städtebau ein breites Interesse.

Mit einem Impulsvortrag zum Thema eröffneten die Lehrenden das Projekt. Neben der Begriffserläuterung wurden Anstöße zum Selbstverständnis von Baukultur gegeben (Was ist Baukultur?) sowie Denkansätze zur Haltung gegenüber Baukultur thematisiert (Wie bauen wir, was pflegen wir, wen oder was verehren wir?), Fragen nach Werten, Formen, Haltungen, Qualitäten wurden fokussiert. Beispielhaft wurden aktuelle Diskurse herausgearbeitet (Warum reden wir über Baukultur?) und anhand verschiedener Situationen in gebauten Räumen diskutiert. Der Input gab den Studierenden einen ersten Überblick über das Thema und schuf eine gemeinsame Diskussionsbasis für das weitere Vorgehen.

Für die anschließende erste Arbeitsphase waren drei Methoden für den Übergang vom rezeptiven zum analytischen Vorgehen begleitend: Routing, Literaturrecherche und Teilnahme am Workshop.

Routing

Für eine explorative Herangehensweise sollten die Studierenden sich im Stadtraum Hannover entlang gewählter Routen selbstständig „auf die Suche nach Baukultur“ begeben. Die Methode des „Routings“ war bereits anlässlich eines früheren Projektes⁷ entwickelt und aufgrund der positiven Erfahrungen bei aktiven Raumerschließungen durch Studierende wiederum in das Lehrkonzept aufgenommen worden.

Teil der Methode war die spielerische Vorbereitung: Die Studierenden fertigten eine Basiskarte an, auf der um den Vorplatz des Hauptbahnhofes ein Umkreis von ca. zwei Kilometern gezogen wurde. Ausgehend vom Mittelpunkt wurde je studentische Arbeitsgruppe ein „roter Faden“ beliebig an den Umkreis herangeführt und fixiert (s. nebenstehendes Foto). Diese Geraden durch den Stadtraum markierten das Rückgrat der Bereiche, in denen die Studierenden, weitgehend linear verlaufend, Straßen und Wasserläufe kreuzend, durch Hauseingänge und Hinterhöfe führend, abseits von We-

6 In einem ersten Anstoßgespräch anlässlich der ersten Veranstaltung wurden die Studierenden zu individuellen Statements zur Baukultur aufgefordert; hierbei kristallisierten sich auch Verständnisfragen und missverständliche Deutungen heraus

7 Architekturinseln. Architektur ist wo man ist, Seminar im Hauptstudium Diplom, SS 2009, Bloem



gen durch öffentliche und wo immer möglich auch private Räume hindurch, in den folgenden zwei Wochen zu Fuß unterwegs sein sollten. Ihre Aufgabe war es, entlang dieser Routen Baukultur zu entdecken und ggf. Fundstücke zu sammeln und zu dokumentieren (Skizze | Foto | Film | Protokoll). Sie sollten auf diese Weise dazu angehalten werden, offenen Auges auf der selbst gewählten Route unterwegs zu sein und möglichst auch die kleinen, auf den ersten Blick oft unentdeckten Kleinigkeiten im Kontext des großstädtischen Treibens wahrzunehmen.

Hintergrund dieses Vorgehens ist das Verständnis von einem Raumbegriff, der die entdeckenden und verstehenden BetrachterInnen in die Raumschließung mit einbindet. Das Wandern entlang der selbstbestimmt gewählten Route, das auch dazu herausfordert, sich Wege abseits des „bloßen“ Gehens forschend zu erschließen, sich Durchgänge und Übergänge zu suchen, Räume abseits ausgewiesener Wege zu betreten, verlangt eine nicht-passive und kommunikative Haltung der BetrachterInnen zum Raum. Die Herausbildung und Erschließung von Raum wird damit fließend und auch individuell – und somit variabel.

Die Methode kommt damit nicht nur einer Forschernatur eher praktisch ausgebildeter ArchitekturstudentInnen entgegen, sie leistet mehr: Sie erweitert den ansonsten geläufigen abstrakten Fokus wissenschaftlicher Betrachtungsweisen um das kontextuelle Moment, das zwar höchst individuell sein kann, aber aus Sicht der Abteilung Planungs- und Architektursoziologie eine Erweiterung der Perspektiven und eine Bereicherung der Blicke auf den Architekturgegenstand bedeutet: Wissenschaft ist mehr. Am Ende des Routings präsentierten sich die Studierenden in einer gemeinsamen Veranstaltung gegenseitig ihre Ergebnisse anhand umfangreicher Dokumentationen und zum Teil repräsentativer Fundstücke und stellten diese zur Diskussion. Das Ergebnis war außerordentlich vielfältig: Neben vor allem stadtbildprägenden Gebäuden und Anlagen, soweit sie auf den Routen vorhanden waren (ein Student kreuzte auf seinem Routing gleich drei Kirchengebäude aus unterschiedlichen Stilepochen), wurden ebenso bemerkenswerte Alltagsarchitekturen, kleine, eher unauffällige Anlagen wie Hinterhofgärten, Spuren spontaner Raumaneignungen, temporäre Bauten oder bewusste und unbewusste Abgrenzungen, Übergänge, Durchgänge zwischen öffentlichen und privaten Räumen (Zäune, Türen, Tore, Stufen), aber auch Kunst im Stadtraum als baukulturelle Leistungen identifiziert. Die anschließende Diskussion offenbarte zwei Einsichten: erstens, dass Baukultur mehr sei als nur stadtbildprägende

und denkmalwerte Gebäude, und zweitens, dass bei der Vielfalt entdeckter „gefühlter Baukultur“ Kriterien für eine eindeutige Bestimmung unbedingt notwendig seien. In den nächsten Wochen hatten die Studierenden deshalb die Möglichkeit, bereits aufgestellte Kriterien und aktuelle Diskurse zum Thema zu analysieren und zu ihren eigenen Erfahrungen beim Routing in Bezug zu setzen.

Literaturrecherche und Teilnahme am Workshop

Die analytische Auseinandersetzung mit der Kriterienfindung sollte auf Basis einer Literaturrecherche erfolgen. Zur Hilfestellung wurde eine Literaturliste „Kriterien für Baukultur“ ausgegeben und durch die Studierenden, bezogen auf ihre individuellen Themeninteressen aus den Routings, ergänzt. In dieser Phase schärften sich je nach Materiallage und Verfügbarkeit zum einen Erkenntnisse, zum anderen kristallisierten sich Schwerpunktthemen für die weitere Bearbeitung heraus.

Einen wesentlichen Analyseschub erhofften sich die Studierenden dann von der Teilnahme am parallel geplanten und am 11. November 2011, also bereits in der fünften Semesterwoche, durchgeführten „Workshop Baukultur“ mit Diskussionspartnerinnen und -partnern aus Wissenschaft, Politik / Verwaltung, Bau- und Planungspraxis (vgl. Kapitel II). Sie konnten so Diskussionsbeiträge hochkarätiger Fachleute zu den drei Leitfragen „Was ist Baukultur? Wer macht Baukultur? und Wer sichert Baukultur?“ verfolgen. Die Studierenden waren dazu angehalten, gruppenweise die wichtigsten Aussagen für ihre weitere Arbeit zu protokollieren. In einer Nachbesprechung stellte sich im Ergebnis heraus, dass der Erkenntnisgewinn aus dem Workshop als erheblich eingestuft wurde. Selten hatte man in komprimierter Form so deutliche Positionen zur Baukultur vernommen, wobei allen klar geworden war, dass Baukultur „mehr“ ist, aber eben auch nicht „alles“ Baukultur sein kann, es also doch Kriterien gibt bzw. es sich lohne, solche aufzustellen.

Reflexion, Vertiefung und Ausarbeitung

In der Reflexionsphase wurden die Erfahrungen und Erkenntnisse aus Routing, Literaturrecherche und (Teilnahme am) Workshop offen gelegt und bewertet. Hatte man am Ende des Routings noch eine Vielzahl von Objekten und Situationen als Baukultur identifizieren wollen, fiel das Urteil nun differenzierter aus. Verschiedene Untersuchungsgegenstände wurden verworfen, anderes erneut in den Fokus genommen.



In allen Arbeitsgruppen verfestigte sich der Wunsch, für ein jeweils als baukulturell relevant erachtetes Thema Kriterien zu erarbeiten. In der Konsolidierungsphase wurden diese Themen in Gruppendiskussionen und individuellen Betreuungsgesprächen erörtert. In zum Teil kontrovers geführten Streitgesprächen wurde um baukulturelle Themen regelrecht gerungen! Den Studierenden wurde bei ihrer Themenwahl aber größtmögliche Freiheit gewährt, wenn denn Wissenschaftlichkeit und Architekturrelevanz vollauf gewahrt blieben. Die zu Beginn der Lehrveranstaltung explorative Herangehensweise sowie die selbstverantwortete und frei entschiedene Themenwahl (und Themenverteidigung!) führten zu einer spürbar starken Identifikation mit dem „eigenen“ Thema, ein Umstand, der dann half, sich den Ansprüchen eines wissenschaftlichen Rahmens für die eigenen Ausarbeitungen zu stellen. Dabei bildeten sich äußerst heterogene Themenschwerpunkte in mehreren Arbeitsgruppen heraus, von denen im Folgenden vier Abschlussarbeiten vorgestellt werden, die in ihrer Gesamtheit einen guten Querschnitt über die Vielfalt der vertieften Themen liefern: Eingangssituationen in Hannover; Rekonstruktion – Streitgespräch – Aneignung; Vom Zweck des Schönen – von der Schönheit des Zwecks und Atmosphäre – Genius Loci – Aura.

III.3 Projektergebnisse und Präsentation zum Hochschultag

Die Arbeit „Vom Zweck des Schönen – von der Schönheit des Zwecks“ (*Carolin Vieth*) widmet sich dem Wohnungsbau der unmittelbaren Nachkriegszeit (Seite 41). Die Studentin arbeitet heraus, dass insbesondere die in kürzester Bauzeit entstandenen sogenannten Trümmerbauten als Zeugen einer Zeit des Mangels, aber auch der Hoffnung (Wiederaufbau) verstanden werden können. Die besondere Ästhetik dieser Bauten entstehe durch die Zweckgerichtetheit der Bauweise und Berücksichtigung nur des Notwendigsten. Auch vor dem Hintergrund, das eine subjektive empfundene Schönheit dieser in den meisten Städten akut von Umgestaltung oder Abriss bedrohten Bauten dann entsteht, wenn man sich deren Entstehungs-Kontext vergegenwärtigt (Not, Mangel, aber auch Sehnsucht und Zukunftshoffnung), identifiziert die Studentin Aspekte des Nachkriegswohnungsbaus als baukulturelle Leistung.

In der Arbeit „Atmosphäre – Genius Loci – Aura“ (*Samuel Ziegler*) wird die grundsätzliche Frage nach Qualitätskriterien gestellt, anhand derer sich Baukultur bewerten ließe (Seite 43). Eine Fokussierung auf das gebaute Produkt lässt eingebaute Vorgehensmuster vermuten. Eine unbegründete Vermutung, arbeitet der Student doch zum Einen



Prestige und Profit

Baukultur als wirtschaftlicher Ertrag bedeutet Baukultur aufgrund von finanziellen Interessen im Bauen zu finden / hinein zu interpretieren. Aktiv passiert dies als Aktivitätssteigerung für Handel und Tourismus, passiv als Investitionswerbemittel und Eyecatcher. (Weeber)

Ein Beispiel hierfür wären die VM Houses von Bjørke Ingels am Stadtrand von Kopenhagen. Anderserseits können manche baukulturellen Projekte ihrem Nutzer nicht erreichen, da Architekt und Nutzer sich auf unterschiedlichen Betrachtungsebenen befinden. Somit kann es passieren, dass der baukulturelle Gedanke nicht gesehen wird.

STUR IN DER ABBEREITUNG DER ARCHITEKTUR DANIELIHOFFS "St. Pancras": Nichts ist nützlicher als die besten Dinge der Vergangenheit zu bewahren und neu zu nutzen (Weeber). Durch die Kombination von Altem und Neuem entwickelt sich eine beständige Baukultur.



Baukultur und Ästhetik

Baukultur ist Baukunst = öffentlich genutzter Raum
Baukultur muss nicht immer schön sein, auch wenn dieser Aspekt eine nicht unbedeutende Rolle spielt. (Braun)

Oft verbindet wir mit einem Bild eine bestimmte Zeit bzw. eine bestimmte Epoche. Wenn genau diese Einordnung hervorgerufen wird, ist es auch ein Teil von Baukultur.



Bewusstsein

Durch die Bewusstmachung von Baukultur kommt es zu einer "neuen Wertschätzung des bereits gebauten Bestandes." (Durth)

Ökologische & Ökonomisch

Bei der Betrachtung von Baukultur sollte stets der verantwortungsbewusste Umgang mit den Ressourcen ein Aspekt der Abwägung sein. (Weeber)

Oft erkennt der Laie nicht die Qualität eines Gebäudes, das zwar energetisch nicht den derzeitigen Standard entspricht, auf baukultureller Ebene jedoch wesentlich mehr bietet. Heute wird oft der Zukunftsaspekt, der Energiebedarf, ein Gebäude zu zirkeln und damit auf der einen Seite zwar die Klimanforderungen zu erfüllen, auf der anderen Seite aber die Energieverbraucht, die bei der Herstellung entsteht, nicht in der Betrachtung mit ein.



Wandlungsfähigkeit

Es ist Baukultur, wenn in den aktuellen Nutzungsformen älterer Gebäude (oft) zu anderen Nutzungen beschaffen wird. (Weeber)

Die Anpassungsfähigkeit eines Gebäudes bestimmt seinen sozialen Wert und in wie weit es sich gegenüber anderen Bauten später behaupten kann.

Spiegel des Gesamten

Baukultur ist der Spiegel unserer Kultur im Ganzen. (Weeber)

Anhand unserer gebauten Umwelt, Beschaffenheit und Gestaltung, wie uns selbst, sodass immer anhand des gebauten eine Definition unserer zeitlich entsprechenden Kultur abgelesen werden kann.

Dies Bewahren von Baukultur bedeutet auch, dass wir einen Teil unserer Spuren bewahren.

Verkehr & Bewegung

Auch Verkehrsanlagen spiegeln die städtische Baukultur wieder.

Verkehrsfluss - Platzbedarf - Nutzungsräumen
Der Platzbedarf an sich definiert bereits Baukultur.

Zweit Verkehr kann die Baukultur behindern und für Räume nehmen.

Wechsel

Ein Gebäude stellt immer stets Bezug zur Umgebung, in die Natur, in dem Umfeld stehen.

Identifikation

Baukultur soll Lebensqualität schaffen und ihren Nutzern ermöglichen sich mit ihr zu identifizieren. Dies gilt sowohl für Wohnbauten, als auch für öffentliche Gebäude. Das gebaute Umfeld maßgebend zu seiner besten Leistung. (Weeber)

Freudlich ist jedoch, wie stark das gebaute Umfeld tatsächlich auf Unwohlsein nimmt und zu einer Leistungssteigerung führt. Es ist eher anzunehmen, dass andere Faktoren, wie zum Beispiel das Raumklima, einen wesentlich größeren Einfluss auf uns haben.

Entstehung durch Konflikt

Baukultur entsteht dann, wenn unterschiedliche Interessen aufeinander treffen. Bei unvereinbaren Konflikten beteiligen sich verschiedene Parteien an der Lösung. Durch diese "Kämpfe" oder eine baukulturell wertvolle Lösung entstehen Bauk.

Baukultur muss verschiedene Anforderungen erfüllen, funktional und ökologisch

Bewahren des Alten und Integration des Neuen

Finanzielle und kulturelle Werte ausgewogen berücksichtigen

Baukultur ist die Einzigtätigkeit im Alltägliche

durch eine tiefgehende Analyse einer beispielhaften Architektur an einem bestimmten Ort den Mehrwert von Architektur heraus, wenn es heißt: Der Mittelpunkt der Architektur ist im Grunde immer der Mensch. Zum anderen geht er einen wichtigen Schritt weiter, wenn er sagt, dass es in erster Linie nicht wichtig sei, Baukultur zu proklamieren, sondern dafür Sorge zu tragen, dass das ständige Denken und Hinterfragen (schon in der Schule) bedingungslos gefördert würde, als Grundfähigkeit kulturellen Handelns.

Die Arbeit „Eingangssituationen in Hannover“ (*Tim Federmann | Eva Jentsch*) widmet sich differenziert und feingliedrig den unterschiedlichsten Eingangssituationen verschiedenster Architekturen, die während des Routings vorgefunden wurden (Seite 45). Durch Hinzuziehen umfangreicher Literatur zu Baugeschichte, aber auch Wahrnehmungspsychologie werden gebaute Eingänge und Zugänge als Hintergrundfolien für Gefühle, Beeinflussung und Verhalten, aber auch für codierte Ablesbarkeiten von Geschichte und Kontexten und damit als Teil von Baukultur identifiziert.

In der Arbeit „Rekonstruktion – Streitgespräch – Aneignung“ (*Pia Förster | Juliane Schlune*) thematisieren die Studentinnen das Potenzial baukulturellen Bewusstseins einer aktiven Stadtgesellschaft am Beispiel Hannovers (Seite 47). Anhand konkreter Themen aus den Bereichen Rekonstruktion (Schlossneubau), Streitgespräch (Kröpcke-Center) und Aneignung (Packhofstraße/Osterstraße) werden nachvollziehbare Argumente für das notwendige Vorhandensein einer Haltung zu Baukultur herausgearbeitet.

Die Studierenden resümieren die Notwendigkeit, eine Kultur des Bauens in geeigneter Weise frühzeitig zu lehren und zu lernen, um überhaupt für und um Baukultur streiten zu können. Schulen falle hierbei eine Schlüsselfunktion zu, weil diese als Bildungseinrichtungen grundsätzlich eine nahezu vollständige Bevölkerungsjugend erreichen, ganz anders, als die Hochschulen, an deren Architekturfakultäten sich Eliten mit Ihresgleichen diesem Thema widmeten. Die Summe erworbener positiver Erfahrungswerte als besonderer Lerneffekt zukünftiger Akteurinnen und Akteure (im Gegensatz zu erlernter Inaktivität) wird hierbei besonders herausgehoben.

Als eine besondere Anerkennung wurde von den Studierenden das Vorhaben empfunden, alle Abschlussarbeiten anlässlich des Hochschultags der Nationalen Stadtentwicklungspolitik in Berlin einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen (vgl. Kapitel IV). Unter Inkaufnahme zusätzlicher Bearbeitungszeit wurde hierfür eine Pos-

PROJEKT BAUKULTUR

INSTITUT FÜR GESCHICHTE UND THEORIE DER ARCHITEKTUR
Planungs- und Architektursociologie
Prof. Dr. sc. techn. Barbara Zibell | Dipl.-Ing. Hendrik Bloem

SAMUEL ZIEGLER 2063950

PROJEKTABLAUF

Anhand einer festgelegten Route durch Hannover wurde bestimmt, was für uns Baukultur sei. Wir dokumentierten, was für uns intuitiv unter diesem Begriff einzuzurechnen war und versuchten es zu begründen. Die darauf folgende 2. Phase sah die kritische Kontrolle und nähere Beschreibung der Qualitäten vor. Dieses geschah unter zur Hilfenahme von Literatur. In der 2. Phase wurden drei Beispiele genauer unter die Lupe genommen. Aus diesen erarbeitete ich mehrere Dimensionen von Kriterien heraus, begann diese einerseits aus meiner Sicht zu beschreiben und andererseits literarisch zu belegen. In dieser schriftlichen Ausarbeitung, der sogenannten 3. Phase, sollen sich die erkannten und herausgearbeiteten Merkmale zu konkreten Qualitätskriterien verdichten.

Ergänzt durch Diskussionsrunden im Rahmen unserer Gruppe wurde die Arbeit bereichert. Während der 2. Phase fand ein im Rahmen des Projektes organisierter Workshop statt. Zu diesem Event kamen viele fachkompetente Gäste, die ihre Positionen austauschten und darüber diskutierten. Die Veranstaltung befasste sich mit den Fragestellungen, was Baukultur sei, wie sie entsteht und wer sie sichert. Ebenfalls als projektbezogenes Event war Prof. Michael Braum zu Gast. Der Vorstandsvorsitzende der Bundesstiftung Baukultur hielt den Vortrag „Baukultur im Klimawandel“. In diesem wurde Baukultur insbesondere unter den Gesichtspunkten der Nachhaltigkeit thematisiert.

ROUTENÜBERSICHT

- 01 JÜDISCHER FRIEDHOF
- 02 BRANDWAND OBERSTRASSE
- 03 CHRISTUSKIRCHE
- 04 SCHILDER
- 05 POLIZEIHAÜSCHEN
- 06 OFFENTLICHES WC
- 07 NIKOLAIFRIEDHOF
- 08 NIKOLAIRUINE
- 09 IRISH PUB
- 10 LITFASSÄULE
- 11 PLATZ MIT BÄUMEN
- 12 BAHNHOF



Ansatz von google maps



02 BRANDWAND OBERSTRASSE
Umgang mit Bäumen
Unterschied zwischen Nutzfläche und Bau mit kulturellem Mehrwert

01 JÜDISCHER FRIEDHOF
Historische Bedeutung
Stadtkontext
Vegetation
Ort von Begegnung



03 CHRISTUSKIRCHE

Platzmengenmäßig
bedeutend prägend
Tradition
Anerkennung
Bedeutung
Aussage



04 SCHILDER
Öffentlicher Raum als kreativer Raum
Nachdenken
Insgesamt



06 KLAGESMARKT / WC
Lage
Form
Grundbesitz
Gestaltungsbildung



05 POLIZEI BOX

Temporäres Bauen
Schutz
Überwachung
Bau



12 BAHNHOF

Prägnanz
Lithenias
Lithenias
Verkehrsbau



08 NIKOLAIRUINE
Ordnung
Umgang mit Geschichtlicher Erinnerung



09 IRISH PUB

Spaß
Konstanz
Anerkennung
Näherung



10 LITFASSÄULE

Kulturelle Informationen
Gesellschaftsbezug
Konsumkultur
Bürger Bewusst



11 BÄUME

Ordnung in der Stadt
Wahrnehmung
Architektur



07 NIKOLAIFRIEDHOF
Platz
Anerkennung
Vegetation
Bau
Licht
Geschichte
Erleben



09 IRISH PUB

Spaß
Konstanz
Anerkennung
Näherung



11 BÄUME

Ordnung in der Stadt
Wahrnehmung
Architektur

ROUTE durch Hannover PHASE 1

EINFÜHRUNG

Ziel der Einführungsaufgabe des Projektes Baukultur war es, einen bestimmten Weg folgend festzuhalten, was Baukultur sei. Die gewählte Strecke zog sich vom Hauptbahnhof über den Klagesmarkt bis zum Judenkirchhof. Die Fotos wurden separat und in entgegengesetzter Richtung aufgenommen und anschließend zusammengetragen. Diese Tatsache führte zu einer ungewollten, aber interessanten und differenzierten Sichtweise der Objekte.

Die Konfrontation mit diesem Thema deutete sich als schwer fassbar an, sodass über Kriterien für die Bestimmung von Baukultur nachgedacht wurde. So fand sich zum einen in Heideggers Vortrag „Bauen Wohnen Denken“ eine etymologische Herleitung des Wortes „Bauen“. Er unterteilt das Wort auf seinen Ursprung zurückführend als einen Begriff in drei Bedeutungen. Demnach kann Bauen das Wohnen meinen, also die Weisheit, in der wir Menschen in der Welt sind. Es kann aber auch das Errichten von Bauten bedeuten oder aber das Pflegen abgeleitet von colere = cultura = Kultur. Zum anderen wurde nach eigenen Kriterien für eine Definition gesucht. Festgehalten wurde, dass Baukultur etwas Bewusstes sein muss – dass eine Summe menschlicher Arbeit in ihr steckt – sie die Veränderung der Umwelt mit sich bringt – und wenn etwas einen Mehrwert über den Selbstzweck hinaus generiert, zu Baukultur avanciert. Allerdings sind die Kriterien mit einem Fragezeichen versehen, da die Vorstellung von Baukultur und wie sie zu bestimmen ist, noch sehr schwankt. Mit diesen Informationen ging es auf den Weg.

BESCHREIBUNG DER ROUTE

Die von uns auf der Route für baukulturell wertvoll vermuteten Orte, Bauten und Dinge sind folgend hervorgehoben, auf den nächsten Seiten beleuchtet und stichpunktartig erläutert.

Ausgehend von der Kreuzung Oberstraße und Wilhelm-Busch-Straße wird direkt auf den JÜDISCHEN FRIEDHOF zugesteuert, welcher der erste als Baukultur bestimmte Ort ist. Darauf folgte eine an der Oberstraße stehende BRANDWAND. Von hier aus gingen wir über den Judenkirchhof zur CHRISTUSKIRCHE. An der Christuskirche stehen mehrere SCHILDERgruppen, die gesellschaftliche Themen und Probleme aufzeigen. Am Engelbosteler Damm, hinter der Christuskirche, steht ein kleines, modernes POLIZEIHAÜSCHEN. Über die Schloßwender Straße wird der Klagesmarkt erreicht, auf dem ein von uns ausgewähltes OFFENTLICHES WC steht. Am Klagesmarkt beginnt der NIKOLAIFRIEDHOF, der sich auf der anderen Seite der Celler Straße fortsetzt. An dessen Ende steht Hannovers ältestes Gebäude, die NIKOLAIRUINE. Von dort aus wird über die Bröderstraße der IRISH PUB, Ecke Odolstraße, erreicht. An der Mehrstraße fällt eine LITFASSÄULE auf und in der Rosenstraße ein von jungen Bäumen gestumelter PLATZ. STROCKREIEN und GRAFFITI begleiten einen während der gesamten Tour. Die Schlierstraße führt einen zum Rautenzellen, den BAHNHOF.

1 SAMUEL ZIEGLER, Stefan Hermann, Dennis, Dr. Barbara Zibell, Hendrik Bloem, Samuel Ziegler, Oktober 2010

terpräsentation vorbereitet. Vereinbart wurde zwar ein einheitliches Plakat-Format, darüber hinaus aber auch ein freies und individuelles Layout, um zum einen der individuellen kontextuellen Raumschließung der BearbeiterInnen bei der Suche nach Baukultur und zum anderen die individuellen Themenschwerpunkte und Herangehensweisen zu verdeutlichen. Ein Studierender verfasste darüber hinaus als Zusatzleistung ein Plakat, das über den „Workshop Baukultur“ (s. Kap. II S. 16, 21, 27) und die hier erzielten Ergebnisse anschaulich informieren sollte.

Am Hochschultag wurde in einem Eingangsvortrag über das Projekt in Lehre und Forschung informiert und die methodische Herangehensweise erläutert. Im Nachgang entwickelten sich fruchtbare Diskussionen, zur Methodik genauso wie zu den inhaltlichen Schwerpunkten der ausgestellten Arbeiten. Im Kontext der Diskussionsrunden wurde auch hier nochmals die Dringlichkeit von Konzepten für die Lehre thematisiert. Wertvolle Anregungen zu den ausgestellten Arbeiten konnten, zurück in Hannover, in einer anschließenden Feedbackrunde an die Studierenden zurückgespielt werden.

III.4 Nachbetrachtung und Ausblick

Eine wichtige Intention für die Teilnahme an der Lehrveranstaltung „Baukultur oder die Kultur des Bauens“ dürfte sicherlich das Anliegen der Studierenden gewesen sein, sich Klarheit über den Begriff und das Tun „Baukultur“ zu verschaffen. Die Lehrveranstaltung konnte in diesem Sinne tatsächlich einen Beitrag leisten.

Die Vorstellung von einer unbedingten Begriffsanalyse als Garant für „den einen“ Erkenntnisgewinn, dass Baukultur möglicherweise als eine Art Prädikat zu verstehen sei, das man uniform über ein Architekturprodukt oder einen Architekturprozess stülpen könne, um diesem oder jenem dann einen Titel zu verleihen, wich der Erkenntnis, dass man sich im Laufe der Lehrveranstaltung auf einen kommunikativen Weg begeben hatte, der vielerlei Antworten bereit hielt. Die ganz individuellen Wege auf der Suche nach Baukultur halfen, die Frage: Was ist Baukultur? aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten und zu kontextuellen Lösungen zu gelangen. Eine für die Studierenden sicher unerwartete Entwicklung!

Eher spielerisch und dabei doch schon dem Begriff „Kultur“ verpflichtet, nahmen die angehenden ArchitektInnen entdeckend zunächst all das Gebaute in den Blick, das eben Menschen planend – oder weniger geplant – und gestaltend hervorgebracht hatten, auch die kleinen Dinge, die eines zweiten Blickes bedürfen, das vermeintlich

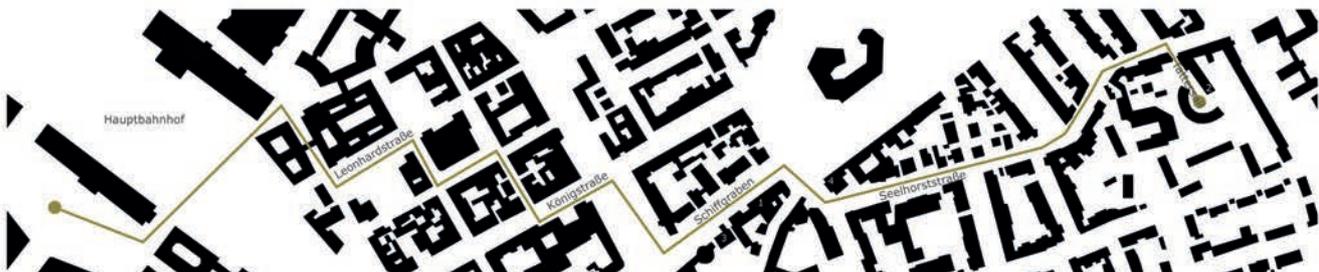
Zweite Phase



In der zweiten Phase wurden die zuvor vier ausgewählten Themen mit Hilfe einer Literaturrecherche im Hinblick auf das Thema der Baukultur näher eruiert. Dennoch verlangte auch diese Phase hinsichtlich der nächsten ein Eingrenzen der Themen. Demnach wurde sich aufgrund der Recherche gegen das Thema der Verzierung entschieden, da es sich im Einzelnen betrachtet, um ein zu kleinteiliges Element ohne größeren Kontext handelt. Die Säulen und Stützen besitzen zwar die Verknüpfung zum Zeitlichen und somit zu der Geschichte, jedoch dienen sie ansonsten nur sich selbst und können auch hier nicht im größeren Kontext erfahren werden. Das Thema der temporären Architektur wird ebenfalls nicht fortgesetzt, da es sich auf dieser Route um einen Einzelfall handelt und der Vergleichswert dadurch minimiert wird. Die Eingangssituationen hingegen greifen wesentlich in den menschlichen Wahrnehmungsraum ein und bilden solchen auch gleichzeitig. Es entstehen Räume, in denen etwas stattfinden oder entstehen kann. Sie sind ein fundamentales Verknüpfungselement von Innen und Aussen, diese ersten Eigenschaften müssen in der dritten Phase detailliert analysiert, kategorisiert und selektiert werden.

Dritte Phase

Aufgrund der vorangegangenen Studie konnten vier Parameter erfasst werden die den Begriff von Baukultur fassbarer machen. Sie dienen dazu Fragen zu beantworten, wie Baukultur entsteht, woran man sie ausmachen kann und welche Merkmale sich daraus entwickeln lassen. Baukultur lässt sich nicht nur an einem Objekt oder Detail ausmachen, sondern besteht aus dem Wirken von verschieden zusammenhängenden Bestandteilen in einem größeren Kontext und das immer in Bezug zum Menschen, da dieser der Ursprung von Kultur und somit von Baukultur ist. Er produziert jene Bestandteile, schafft und nutzt Raum, in dem er existieren kann. Die vier Parameter beinhalten die Aspekte des Herstellens und Nutzens eines Orientierungssystems zur kognitiven Entlastung, der Kommunikation in Form von sozialer und emotionaler Interaktion hinsichtlich eines Wissens- und Informationsaustausches; dazu zählt auch das Entwickeln und Entstehen einer Symbolsprache und dem zeitlichen Verlauf in Form von Geschichte oder als Merkmal der Veränderung. Diese Faktoren konnten als Charakteristikum für Kultur im Allgemeinen festgehalten werden, und fungierten in dieser Studie ebenso als zu untersuchende Faktoren für Baukultur. Auf die Einleitung rückblickend zusammengefasst, bildet Kultur sich aus einer Gesamtheit geistiger und künstlerischer Objekte aus einem Kollektiv und wird daher als Gedächtnis sozialer Systeme zusammengefasst, welches im Laufe der Geschichte vom Menschen ergänzt und weitergegeben wird. „Ein Baukulturverständnis bildet sich im Zeithorizont eines jeden Einzelnen heraus. Es entsteht also ein generationsbezogenes Verständnis von dem, was Baukultur ist.“¹ (Protokoll: Workshop Baukultur, 2. Redebeitrag von Katrin Kellner, Hannover 11. November 2011, S.3.). Es werden nun die vier Parameter noch ein Mal zusammengefasst, um abschließend eine detaillierte Definition von Baukultur zu ermöglichen.



Nebensächliche, das vermeintlich Hässliche, das, was gepflegt wurde – oder eben nicht.

Die vertiefende Beschäftigung mit diesen Dingen, ihrem Entstehen, ihrem Dasein und der Umgang damit vollzog sich in Beobachtungen, Diskussionen, Streitgesprächen, der Teilnahme am Workshop, dem Selbststudium von Fachliteratur oder dem Nachdenken sowie Ordnen und Verfassen der eigenen Gedanken in Schrift, Skizze und Bild und schlussendlich in der öffentlichen Präsentation dieses Ertrages: die Herausarbeitung, was Baukultur sein kann und wie diese zu bewerten ist. Über dieses Tun gelang es den Studierenden, für sich zu beantworten, wann Gebautes aus kultureller Verantwortung, gegenüber dem Menschen, seiner Umwelt oder einem guten Leben, geschaffen oder verantwortungslos oder gar rücksichtslos reproduziert wurde.

Wenn ihre hier erprobten unterschiedlichen perspektivischen Betrachtungen helfen können, Baukultur in Zukunft umfänglich zu begreifen und als zukünftige Fachleute die kleinen, vermeintlich alltäglichen Bauaufgaben, auch in ihren ökonomischen, ökologischen und sozialen Kontexten einschließlich der Beteiligten und Betroffenen – AkteurInnen wie NutzerInnen _ ganzheitlich wahrzunehmen und sie zu Perspektivwechseln bereit sind, um in ihrer Arbeit zu guten und besseren Ergebnissen zu gelangen, dann ist aus Hochschulsicht viel gewonnen.

Es darf aber auch nicht verkannt werden, dass es den Bedarf für ein spezielles Lehrangebot „Baukultur“ an einer Architekturfakultät eigentlich kaum gäbe, wenn ein Konsens darüber bestünde, was Baukultur eigentlich meint und in diesem Zusammenhang ein baukulturelles Bewusstsein und Handeln von früh auf zum Selbstverständnis einer Gesellschaft gehören, Baukultur also als Querschnittsthema in allen Köpfen mitgedacht würde und klar wäre, wie das gelingen könne. Hier schließt sich der Kreis zu den immer wieder gestellten Fragen zur Baukultur: Denn das Gegenteil ist noch der Fall.

BAUKULTUR - Die Kultur des Bauens

Einleitung

„Baukultur- die Kultur des Bauens“ lautet das Thema dieser Arbeit und des dazu gehörigen Seminars. Im Folgenden wird der Fokus auf die Fragestellung „Was ist Baukultur oder die Kultur des Bauens eigentlich?“ gesetzt. Baukultur ist ein Begriff, den die meisten wahrscheinlich kennen, aber beim näheren und nachdenken meist gar nicht richtig definieren können. Das Thema Baukultur ist in aller Munde. Man hat den Begriff schon oft gehört und sogar selbst verwendet. Doch wurde er an der richtigen Stelle verwendet? Im Folgenden haben wir uns nun näher mit dem Thema Baukultur und was Baukultur eigentlich ist beschäftigt. Diese Plakate beschreiben nun die Auseinandersetzung mit dem Thema und dem Entwicklungsprozess, der während der Literaturrecherche und der weiteren Ausarbeitung beschritten wird. Das Ziel ist es am Ende der Arbeit ein schlussabgebendes, klares Resümee zu fassen, was uns der umfassenden Thematik Baukultur und dem damit verbundenen Aspekten näher bringt.

Der Faden einer jeden Arbeitsgruppe soll über den Stadtplan Hannovers mit dem gleichen Anfangspunkt in einem bestimmten Radius gespannt werden. Wir handeln ganz intuitiv und spannen unseren Faden von Hauptbahnhof Richtung Calenberg-Neubau, vielleicht weil wir den Stadtbereich von der Innenstadt zur Leine wirklich sehr schön finden. Zu Beginn des Stadtparieranges wird sich darüber ausgetauscht, was Baukultur ist und wie es definiert werden könnte. Praktisch eine Bestandsaufnahme des vorfindenden Wissens. Schnell stellt fest, dass der Begriff Baukultur Assoziationen wie historische, große, markante und auffällige Gebäude hervorruft. Mit dieser übereinstimmenden Meinung, aber doch darüber bewusst, nicht zu voreingenommen zu sein, startet die Begleitung der Route, auf der viele Eindrücke, die auf Fotos festgehalten sind, entstanden.



Reflexion und Analyse

Durch die Reflexion und Aufarbeitung der Erkenntnisse zum Thema Baukultur ist aufgefallen, dass sich die Gebäude und Objekte der begangenen Route in unterschiedliche Bereiche, sogenannte Dimensionen einteilen lassen. Definition einer Dimension: eine Dimension bezeichnet einen Bereich, Ausmaße und Umfang von etwas.

Somit ist in diesem Zusammenhang die Dimension die passende Bezeichnung, weil sich die Einteilung der differenzierten Bereiche nicht alle auf der gleichen Ebene befinden. Beispielsweise betrifft die Dimension des Kommerzes die Nutzung der Gebäude, denn dort in der Innenstadt, rund um die Fußgängerzone, gibt es Ladengeschäfte und Konsumtempel. Wohnlagen die Dimension des Historischen etwas Geschichtliches mit sich bringt und die Zeit der Entstehung der Gebäude beschreibt. Ein Symbol kann sowohl etwas künstlerisches, als auch etwas historisches und auch einen kommerziellen Hintergrund haben.



Gebäude in der Fußgängerzone



Kitzkloakaboten



Fachwerkhäuser in der Altstadt

Dimension des Kommerzes

Diese Dimension des Kommerzes beschreibt den Stadtbereich vom Hauptbahnhof aus, geht über den Innenstadtbereich der Georgstraße und der Osterstraße, der großen Packhofstraße, bis hin zur Schmiedestraße, die an der Marktkirche endet. Dieser Stadtbereich weist eine sehr große, große, markante Gebäudestruktur aus den 50er und 60er Jahren auf, die hauptsächlich eine Laden- und Geschäftsnutzung, das heißt eine kommerzielle Nutzung beinhaltet. Diese innerstädtische Struktur ist prägend für Hannover.

Dimension des Historischen

Hier handelt es sich um die Fachwerkhäuser rund um die Marktkirche, den Bathofplatz, bis hin zum Höhen Ufer an der Leine. Die Gebäude in der Altstadt sind durch eine wesentliche kleinere Struktur, in Bezug auf das Grundrissaussmaß und die Traufhöhen geprägt.

Dimension des Symbols

Als Symbol auf der Route steht zum Beispiel die Kröckekuhr. Diese gehört zu Hannovers Geschichte und Tradition. Sie ist ein stadtbekanntes Treffpunkt und ein Anziehungsmagnet für Touristen. Denn unter Hannoveranern ist das Treffen an der Kröckekuhr beliebt, so wie das Verabreden „Unterm Schwanz“, dem Pferdeschwanz der Reiterstatue von Ernst August zu Hannover auf dem Bahnhofsvorplatz. Solche Symbole, die einen hohen Wiedererkennungswert für die Stadtbewohner haben, sind wichtig und prägen die Städte, bilden ihren Anker- bzw. Orientierungspunkte. Deshalb gehören auch unter anderem Symbole zur Baukultur.



Geschäftsstelle in der Altstadt



Das Symbol Kröckekuhr



unterschiedliche Anengung der Balkone

Dimension der Aneignung

Die Aneignung erklärt die individuelle Räumaneignung der Bewohner auf der Route. Dies kann den öffentlichen und den halböffentlichen Raum betreffen. Im öffentlichen Raum, auf dem Platz zwischen der kleinen Packhofstraße und der Osterstraße, haben sich die Besitzer einer kleinen Bar - eine Oase für den Rückzug aus dem Alltag geschaffen. Der eingeschossige kleine Pavillon steht auf dem Platz und bietet dem Besucher unvorhersehbar, im mitten der Großstadtstruktur einen Ort zum Verweilen mit Aufenthaltsqualität.

Ein weiteres Beispiel befindet sich ein Stück weiter auf der Route und zeigt ein kleines Cafe in der Altstadt. Hier hat der Eigentümer die Eigentümerin sich selbst verwirklicht und die Fassade nach ihren eigenen individuellen Vorstellungen gestaltet. Die komplette Fassade ist mit bunten Stühlen versehen, die jedem Vorübergehenden sofort ins Auge fallen und ansprechen. Sie werfen das Erscheinungsbild des Gebäudes auf und animieren zum genaueren Betrachten und verweilen an Cafe.

Eine andere Art von halböffentlichen Räumen, die angeeignet werden, sind Balkone. Sie begannen einem fast überall in der Stadt und werden auf unterschiedlichste Art und Weise gestaltet. Sie bieten den Bewohnerinnen und Bewohnern die Möglichkeit, sich im mitten des Großstadtbereichs einen eigenen Ort im Freien zu schaffen, der im besten Fall ganz nach ihren Vorstellungen angeeignet wird. Man wird der Vorbau zu Lagerungszwecken genutzt, mal als Partyraum oder er wird samt Blumen und Hängepflanzen zur Entspannungsoase. Die Aneignung von öffentlichen und halböffentlichen Räumen kann somit vollkommen unterschiedliche Ergebnisse erreichen und ist eine Form von Baukultur.

Dimension der Kunst

Auf der Route begegnen einem des Öfteren Kunstobjekte, wie beispielsweise eine Skulptur am Höhen Ufer. Diese wurde aus dem gefundenen Schrott aus der Leine erstellt und hält dem Betrachter vor Augen, welche unterschiedlichsten Dinge so achillos in den Fluss geworfen werden. Noch weiter interpretiert, lässt sie einen Rückschluss auf die „Wegwerfgesellschaft“ in der wir heute leben zu. So lässt sich vermuten, dass der Künstler Kritik an der Gesellschaft üben möchte und erschafft zudem noch ein sehr interessantes, ästhetisches Kunstobjekt. Diese Kombination aus menschlichen Objekten, die den öffentlichen Stadtraum verschönern und der darüber stehenden Kritik, die eine Aussage über die Mängel in der Gesellschaft zeigt, sodass diese Kombination ein Zeuge der Baukultur ist.



Kunstobjekt am Höhen Ufer

Dimension der Verkehrsflächen

Hannover ist geprägt durch die großen ausgedehnten Straßen, die im Zuge der „autogerechten Stadt“ 1950 durch Rudolf Hildebrandt entstanden sind. So auch die für heutige Zeit überdimensionierte Straßenachse des „Leinzuufers“, sowie auch die Hochstraße am Raschplatz und die ehemalige Hochstraße die über den Anglerhornplatz, vorbei am neuen Rathaus Kührte, und zeitgleich mit dem Bau der Nord LB abgerissen wurde.

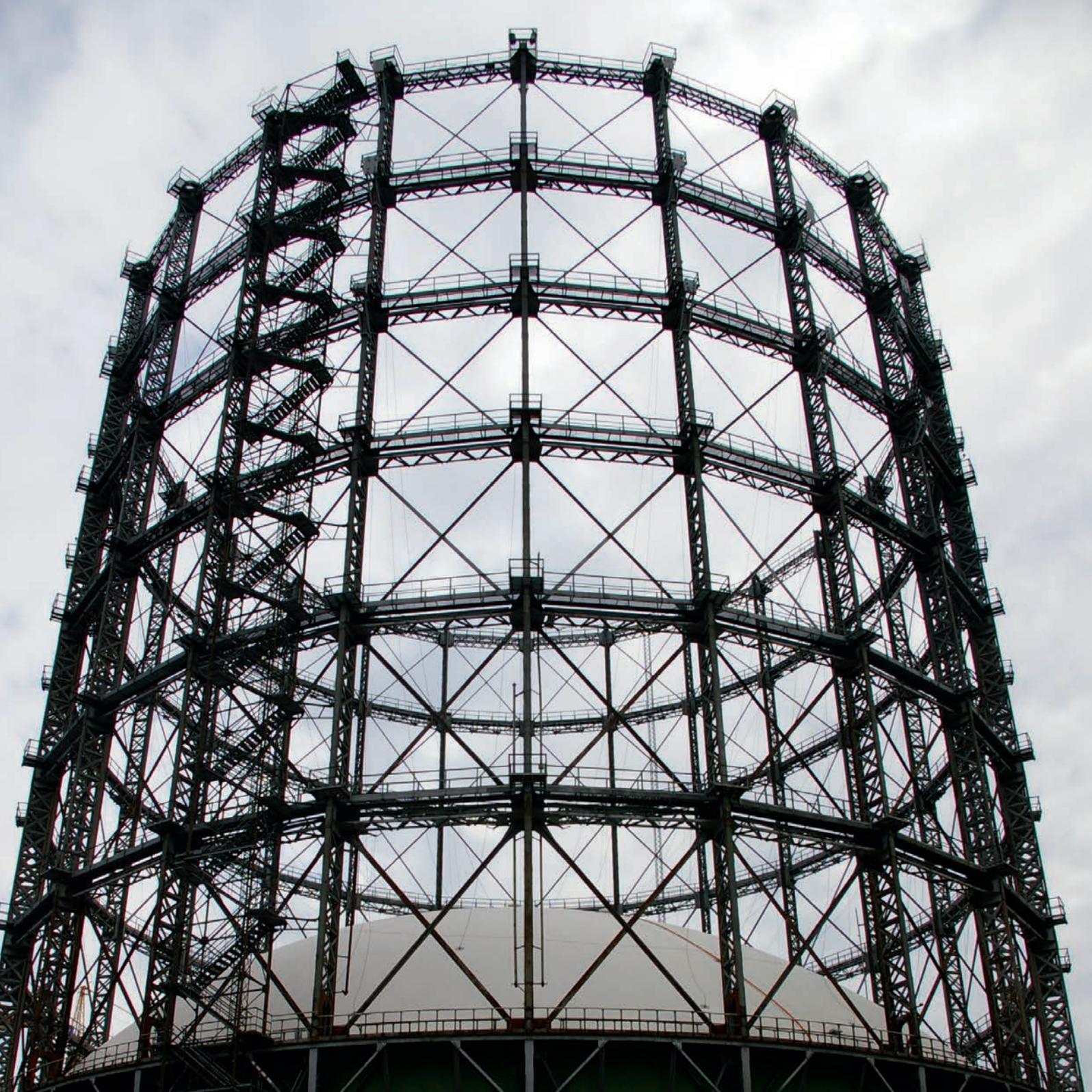


Kunstobjekt in der Altstadt

Am Endpunkt der Gustav-Bradke-Allee ist ebenfalls eine überdimensionierte Fläche für den Auto- und Schienenverkehr zu finden. Somit gehören die Verkehrsflächen zum Stadtbild Hannovers und beschreiben die Mobilität, welche auch ein Zeichen von Baukultur sein kann.



Stadtkanionen am Leinzuufer



IV. Das Forum Baukultur

Carl Herwarth von Bittenfeld

Dritter Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik am 27. April 2012 in Berlin

Am Nachmittag des Dritten Hochschultages in Berlin fanden sechs Foren zu den insgesamt sechs Schwerpunktthemen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik statt. Behandelt wurden die Handlungsfelder Zivilgesellschaft, Soziale Stadt, Innovation / Wirtschaft, Klimaschutz, Baukultur und Regionalisierung. Der Leibniz Universität Hannover oblag die Durchführung des Forums E zum Thema Baukultur.

Das dreistündige Forum wurde von *Dr. Renate Bornberg* (LU Hannover) eingeleitet. Sie hob hervor, dass Baukultur nicht allein die sichtbare, gebaute Umwelt umfasst und nur die Belange der planenden Berufe berührt, sondern eine Gemeinschaftsleistung von vielen Beteiligten ist. Baukultur ist ein Erfahrungswissen, das von Generation zu Generation weitergegeben und weiterentwickelt wird. Sie schlägt sich nieder im gelungenen Zusammenspiel von Akteurinnen und Akteuren aus Kommunalpolitik und Verwaltung sowie öffentlichen und privaten Bauherrinnen und Bauherren. Die Betrachtung des Zusammenspiels zwischen Politik / Verwaltung und Hochschulen / Wissenschaft sowie BauherrInnen war das Leitthema des Forums Baukultur.

Im weiteren Verlauf des Forums Baukultur fanden drei Diskussionsrunden statt, in denen das unterschiedliche Verhältnis Kommune – BauherrIn, BauherrIn – Hochschule und Hochschule – Kommune beleuchtet wurde. Ziel jeder Runde war es, der Frage nachzugehen, wie eine Stärkung der jeweiligen Kooperation Baukultur sichern und fördern kann.

IV.1 Diskussionsrunde 1: Zusammenspiel Kommune – BauherrIn

Die Diskussion war vom Dilemma einer idealtypischen Kultur des Planens und Bauens geprägt, bei der sich der Dialog zwischen Kommune¹ und BauherrIn in Rahmenwerken bzw. konkreten Instrumenten widerspiegeln muss. Im Fazit wurde festgehalten, dass beide Seiten die Sicherheit haben müssen, sich trotz divergenter Interessen kon-

1 Aus der Position der Kommune diskutierten *Petra Wesseler* (Baubürgermeisterin, Stadt Chemnitz), *Dr. Norbert Baron* (Leiter Abteilung für Bauordnung und Denkmalpflege, Stadt Leipzig), *Klaus Hornung* (Leiter Fachbereich Stadtplanung und Umweltschutz, Stadt Braunschweig), aus der Sicht der BauherrIn *Thomas Höflich* (Superintendent, Ev.-luth. Stadtkirchenverband Hannover), *Frank Junker* (Vorsitzender der Geschäftsführung der ABG FRANKFURT HOLDING) und *Karin Kellner* (KSW Architekten + Stadtplaner, Hannover).



struktiv einzubringen zu können. Problemlagen und Chancen wurden anhand von Fallbeispielen aus Chemnitz, der Projektentwicklung des 'Kulturcampus' in Frankfurt/Main, eines innerstädtischen Shopping Centers in Leipzig, des Oker-Wanderwegs in Braunschweig und des Prozesses Hannover City 2020+ erörtert.

Aus der Position der Kommune diskutierten Petra Wessler (Baubürgermeisterin, Stadt Chemnitz), Dr. Norbert Baron (Leiter Abteilung für Bauordnung und Denkmalpflege, Stadt Leipzig), Klaus Hornung (Leiter Fachbereich Stadtplanung und Umweltschutz, Stadt Braunschweig), aus der Sicht der BauherrIn Thomas Höflich (Superintendent, Ev.-luth. Stadtkirchenverband Hannover), Frank Junker (Vorsitzender der Geschäftsführung der ABG FRANKFURT HOLDING) und Karin Kellner (KSW Architekten + Stadtplaner, Hannover).

Für *Petra Wessler* stellt sich aus Sicht der Kommune zentral die Frage nach den Instrumente, mit denen sie in den Dialog zwischen BauherrInnen oder Investoren treten kann. Beispielsweise kann dies beim Handel ein Einzelhandelskonzept, beim Thema Gewerbe ein Brachflächenkataster oder beim Bedarf nach Siedlungsbaufäche das Schaffen innerstädtischer Angebote sein. In der Konsequenz gehe es darum, Rahmeninstrumente für einen qualitätsvollen Dialog mit dem jeweiligen Partner zu schaffen. Bezogen auf die Projektentwicklung des 'Kulturcampus' in Frankfurt/Main stellt der Moderator *Carl Zillich*, die Frage, wie Kommune und Wirtschaft hier in den Dialog getreten sind.

Frank Junker hebt hervor, dass die ABG Frankfurt Holding es sich nicht einfach gemacht und mit Behörden an einen Tisch gesetzt habe. Gemeinsam mit der Politik wurde die Entscheidung getroffen, interessierte Bürgerinnen und Bürger sowie wichtige Akteure zu Planungswerkstätten einzuladen, in denen ihre Vorstellungen zur Entwicklung des innerstädtischen Quartiers diskutiert wurden. Wichtig war dabei zu klären, in welcher Form Deckungsgleichheit mit Investor, Stadt und Land Hessen erzielt werden kann. Dies habe nach einem intensiven Prozess dazu geführt, dass wesentliche Ziele und Maßnahmenvorschläge in einem Konsensplan zusammengeführt werden konnten, der zwischenzeitlich die Grundlage der weiteren Planungen ist. Für die ABG gibt es nicht nur eine immobilienwirtschaftliche Perspektive, sondern auch eine stadtgeseilschaftliche. Baukultur definiert sich für *Frank Junker* in erster Linie über die Nutzer:

„Baukultur ist für uns die Nutzerdefinition, für wen bauen wir und warum?“

Dr. Norbert Baron schildert am Beispiel des neuen Einkaufszentrums in Leipzig (Höfe am Brühl), dass Abstimmungen mit Investoren auch sehr langwierig und konfliktreich sein können. Konkret ging es um den Schutz respektive die Re-Integration der charakteristischen denkmalgeschützten Aluminium-Fassaden eines ehemaligen, im Volksmund „Blechbüchse“ genannten DDR-Kaufhauses. „Wir haben es auch geschafft als Stadt, dass zum Beispiel nicht die Architektenschaft – das ist auch ein Stück Baukultur – herausgehoben wurde aus dem Prozess (...)“ Ein wichtiger Hebel für die Sicherung baukultureller Qualitäten war schließlich der abgeschlossene städtebauliche Vertrag. Ein ganz anderer Ansatz im Umgang mit erhaltenswerter, meist unter Denkmalschutz stehender Bausubstanz vermittelte das Modell der 'Wächterhäuser'. Hierüber werden stadtbildprägende Gründerzeit-Gebäude, die sich in einem relativ schlechten Zustand befinden und leer stehen, mit Hilfe der Wächterhaus-Initiative (HausHalten e.V.) durch Zwischennutzungen wiederbelebt. Die Eigentümer werden von Kosten entlastet. Gleichzeitig werden die Gebäude vor Vandalismus und Witterungsschäden geschützt. Die Stadt Leipzig unterstützt die sehr intensiven Vermittlungsprozesse soweit als möglich.

Thomas Höflich berichtet von den enormen Herausforderungen, denen sich die Kirche stellen muss. Allein in Hannover sind unter evangelisch-lutherischer Trägerschaft von fast 80 Kirchen 16 aufgegeben worden. Manche ganz unbemerkt, eine wurde zum Archiv, zwei zu Synagogen umgenutzt und eine Kirche wurde abgerissen. D.h., die Nachnutzungen sind sehr unterschiedlich. Meist vollziehen sich diese relativ schnell und undramatisch, wenn eine Kirchengemeinde und ein Stadtteil die Kirche nicht als identitätsstiftend erleben.

Für den Stadtkirchenverband ist es ein glücklicher Umstand, mit der Leibniz Universität, hier dem Fachgebiet Architektursoziologie, kooperieren zu können, um Umbau-Prozesse zu begleiten, wissenschaftlich auszuwerten und für die Zukunft daraus lernen zu können. Wichtig ist darüber hinaus auch die Kooperation mit der Landeshauptstadt Hannover, da mit der Entwidmung, Umnutzung oder gar dem Abriss von Kirchen erhebliche Veränderungen in den betroffenen Stadtteilen einhergehen können.

Wenn zum Beispiel – wie im Stadtteil Stöcken – zwei evangelische Kirchen verkauft, entwidmet und gegebenenfalls abgerissen werden sollen, um dann die katholische Kirche am Stöckener Markt gemeinsam ökumenisch zu nutzen und daneben unter



Umständen eine Moschee entsteht, verändert das einen Stadtteil enorm. Dies ist für alle Beteiligten, für die Kirche als Bauherrin und Eigentümerin, für die Nachbarschaft im Quartier und die Stadtgesellschaft, für die Kommune, aber auch für die beteiligten Architektinnen und Architekten eine ungeheure Herausforderung. Die Stadt verändert sich, was trotz des lebendigen Diskurses manchmal schmerzlich ist.

Um das Thema Gemeinwohl-Interesse ging es auch bei dem Beispiel Oker-Wanderweg in der Stadt Braunschweig. *Klaus Hornung* erläutert, dass die Realisierung des Oker-Wanderweges ein langjähriges stadtplanerisches Ziel der Stadt Braunschweig ist, das auch in der Politik fest verankert ist. Über diesen die Oker begleitenden Weg um die Innenstadt erschließt sich die Qualität der Stadt. Obwohl die Fußwegeverbindungen in mehreren Bebauungsplänen planungsrechtlich gesichert sind, gibt es wiederholt Konflikte zwischen Anliegern / Bauherrn und dem übergeordneten städtischen Interesse an einem öffentlichen Wegerecht. Die Kommune konnte sich schließlich durchsetzen, aber das Ergebnis war nicht für alle befriedigend.

Karin Kellner erhebt aus der Perspektive der freien Planerin die Forderung, dass Planerinnen und Planer sich dafür einsetzen müssten, dass die öffentlichen Räume in der Stadt wieder Lebensräume werden und nicht ausschließlich dem Individualverkehr dienen. Mit ihrem erfolgreichen Wettbewerbsbeitrag für einen Teilraum im Rahmen des Prozesses Hannover City 2020+, dem Altstadtufer 'Hohes Ufer', hat ihr Büro² aufgezeigt, wie ein Gebiet, das sich gegenwärtig in Innenstadtrandlage befindet, gleichzeitig aber der Ort ist, an dem Hannover gegründet wurde, wieder erfahrbar gemacht werden kann.

Am Beispiel der heftig diskutierten Sicherung und Herstellung von Uferpromenaden an Potsdamer Gewässern zeigt sich nach Auffassung von *Petra Wesseler* der Konflikt zwischen den Fragen: Wo ist eine Sache für das Gemeinwohl zu tun und wo geht es nur um das gemeine Wohl? Wichtig für eine Entscheidung ist die Beantwortung der Fragen: Welche Instrumente brauche ich, an welchem Zeitpunkt wende ich sie an und welcher Konsens ist notwendig, dass ich das Gemeinwohl über das gemeine Wohl setzen kann?

Klaus Hornung hebt die Relevanz von Rahmenplänen hervor. Während die Bebauungspläne eine rechtliche Verbindlichkeit herstellen, sind Rahmenpläne als informelle Planungsinstrumente besonders geeignet herauszuarbeiten, wo die Qualitäten einer



² Büro Kellner Schleich Wunderling architekten + stadtplaner gmbh, Hannover

Stadt liegen (können). Vielfach dient eine öffentliche Diskussion dazu, ein größeres Bewusstsein hierfür zu schaffen.

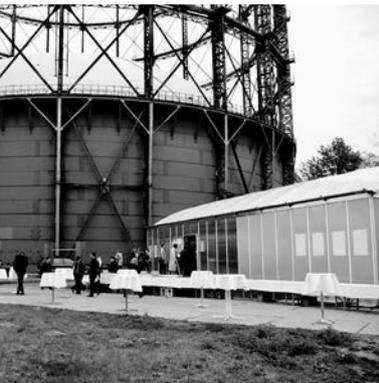
Für *Thomas Höflich* war der Diskussionsprozess im Zuge der Planungen 'Hannover 2020*' spannend, weil dieser viele Stadtteile und ihre Menschen für Veränderungsprozesse sensibilisiert hat.

Beiträge aus dem Plenum

Peter Lüttmann (ehemaliger Leiter des Hochbauamtes in Berlin-Neukölln) fordert eine Begriffsabgrenzung von Baukultur gegenüber Architektur, Baukunst und dem Bauen im Allgemeinen, denn zu gerne würden diese Begriffe nebeneinander und synonym gebraucht. „Meine Erfahrungen als Vertreter der Bauherrin waren so, dass Baukultur mehr ist als Architektur und Baukunst. Es ist ein Regelungssystem, in dem wir uns bewegen und in dem sich auch die Bauverwaltung im Gemeinwohl-Interesse zu bewegen hat. (...) Wenn immer wieder von der Qualität von Baukultur gesprochen wird, dann geht es darum, welche Anforderungen gestellt werden, das ist der Definitionsbegriff von Qualität, dass Anforderungen zu erfüllen sind. Dies wird oft im Ungefähren gelassen und ich würde nur anregen, dass man sich über die Weite des Begriffs Baukultur im Klaren sein muss. Im Einführungsreferat der Universität Hannover ging ja hervor, dass auch die Studierenden erkannt haben, dass Baukultur mehr ist als Entwerfen. Es ist das Herstellen, das Pflegen, es sind aber auch die gesellschaftlichen Strukturen, die dahinter stehen.“

Dr. Norbert Baron ist der Ansicht, dass das Gemeinwohl derjenige zu finanzieren habe, der für das Gemeinwohl verantwortlich ist. Das kann dem Investor nur in Maßen mit auf den Weg gegeben werden. Ein Dilemma, in dem man sich oft befindet, sei, dass die Vorstellungen der öffentlichen Hand, der Planung, der Bauaufsichtsbehörde und der Politik mit den Vorstellungen des Investors nicht deckungsgleich seien, da dieser dafür zu sorgen habe, dass das, was er investiert, auch einen positiven Deckungsbeitrag leistet. Zudem sei es im Verhältnis Kommune – BauherrIn oftmals schwierig, im Vorfeld die Anforderungen, die noch dazu auch zwischen Politik und Verwaltung abzustimmen seien, zu definieren.

Petra Wessler betont, dass alle Akteure darüber hinwegkommen müssten, die Kategorien Gemeinwohl und gemeines Wohl jeweils konkret einem Flurstück zuzuordnen (hier der öffentliche Raum und dort die privaten Flächen). Für sie ist Baukultur viel-



mehr ein Ergebnis, das kulturell hochwertig und langlebig ist, an dem sich alle erfreuen. Es muss der Gedanke der Win-Win-Situation für alle Beteiligten da sein. Das heißt, ich muss mich dazu verständigen, dass auch derjenige, der die Villa an der Oker hat, es als einen Gewinn ansieht, dass dort ein öffentlicher Fußweg entlang führt. Dazu muss das Grenzdenken aufgegeben werden.

Karin Kellner stellt heraus, dass Architektinnen und Architekten die Schnittstelle zwischen den individuellen Interessen der BauherrInnschaft und den Interessen, die die Kommune zu vertreten hat, bilden. Wenn maßgebliche Anforderungen klar benannt sind kann in der Regel ein für alle tragfähiges Konzept erarbeitet werden.

Aus Sicht von *Prof. Dr. Johannes Cramer* (TU Berlin) „(...) ist Investorenarchitektur das maximal disqualifizierende Wort für eine verantwortungslose Architektur, die sich von Baukultur so weit entfernt hat, dass man gar nicht mehr darüber sprechen möchte.“ Er stellt die Frage, wie es kommt, „dass so viele Menschen, die Geld in Architektur investieren, sich von dem Diskurs über Baukultur so gar nicht betroffen fühlen und ablösen?“

Hierzu entgegnet *Frank Junker*, dass die ABG, obwohl sie als großes Unternehmen über eine eigene Architekturabteilung verfügt, nicht nach Schema F arbeitet und beispielsweise fertige Konzepte aus der Schublade zieht. Insbesondere im Hinblick auf eine in vielen Fällen notwendige Stadtreparatur, die das zukünftige Stadtbild in hohem Maße prägen wird, werden Architekturwettbewerbe durchgeführt, bei denen hohe Anforderungen an die Qualität von Planung und Architektur gestellt werden.

Prof. Dr. Elisabeth Merk (Leiterin des Referates für Stadtplanung und Bauordnung, Stadt München) stellt heraus, dass es ganz wichtig sei, dass auf beiden Seiten, auf Ebene der Kommune wie auch auf Seiten der Bauherrschaft, Kompetenzen vorhanden sind. In München musste innerhalb der Verwaltung kontinuierlich Personal abgegeben werden. „Vorneweg haben meist die Abteilungen aufgegeben werden müssen, die sich genau mit den Themenfeldern, die heute zur Diskussion stehen, auseinandergesetzt haben.“ So hat München, als relativ reiche Stadt, als erstes ihre Rahmenplanungsabteilung abgeschafft. Zwar werden immer noch Rahmenpläne erstellt, aber lang nicht mehr so, wie es nötig wäre. Die Stadt München hat eine Stadtgestaltungskommission, aber kein Team, das sich um Stadtgestaltung kümmern darf. Auf Investorensseite sind die Themen der Baukultur – aus z.T. ähnlichen finanziellen Gesichtspunkten – aus dem Blickfeld geraten.





Aus Sicht von *Prof. Hilde Léon* (Leibniz Universität Hannover) ist zur Durchsetzung baukultureller Ziele eine „starke Stadt“ nötig. Aus ihrer Sicht stehen die Architekturbüros nicht an der Schnittstelle zwischen Kommune und Bauherrschaft. Vielfach sind sie aufgrund des Auftragsverhältnisses stärker mit den Bauherren liiert. Jedes Projekt ist gut, wenn auch die Stadt stark ist. So wird ein öffentlicher Uferweg kaum nur mit gutem Zureden realisierbar sein, vielmehr muss die Stadt von Anfang unmissverständlich deutlich machen, dass es nur diesen Weg gibt. „Es geht darum: Wie stark ist die Stadt?“

Hartwig Schultheiß (Stadt Münster) pflichtet den Positionen bei, die zum Ausdruck bringen, dass Baukultur Haltung erfordert. Auch wäre ein großes Ziel erreicht, wenn der Begriff 'Investorenarchitektur' nicht so negativ belegt wäre. Gleichzeitig müssten aber die Kommunen selbstkritisch sehen, dass die Planungs- und Abstimmungsprozesse oftmals zu komplex gestaltet sind.

Eine Studentin der Bauhausuniversität (Weimar) hebt darauf ab, dass der Baukultur-Begriff auch eine zeitliche Dimension beinhalten müsse. Ist Baukultur etwas Gegenwärtiges oder nicht auch etwas Zukünftiges? Wofür bauen wir und für wen?

Frank Junker empfiehlt allen Investoren, sich im Vorfeld eines Projektes mit der Politik, der Bürgerschaft und den zuständigen Stellen für Stadtplanung auseinanderzusetzen, da man nach Abwägung der Interessen weiß, wer welche Anforderungen stellt und welche relevanten Parameter in den Planungsprozess zu integrieren sind.

Klaus Hornung hebt die Vorteile anderer planender Disziplinen hervor, die sich bei ihrer Arbeit, wie z.B. die Verkehrsplanung, auf Koeffizienten beziehen könnten. Als Vertreter für die Belange der Baukultur würde er mit einem oder mehreren Koeffizienten für Baukultur eine Erleichterung in der Arbeit sehen.

Petra Wesseler bezweifelt die Wirksamkeit möglicher Koeffizienten. Für sie bleibt die Frage, wie baukulturelle Ziele wirklich gesichert und umgesetzt werden können, offen und ein immer neu zu diskutierender Punkt. Im Zweifelsfall braucht die Kommune Instrumente, um sagen zu können: Stopp und nicht weiter! Diese Instrumente rechtlich in der Hand zu haben, ist in der heutigen Geschäftswelt zwingend notwendig.

Thomas Höflich stellt die Frage: „Baut man anders, wenn man für einen anderen Zeitraum baut?“ und konstatiert, dass Qualität immer dann infrage gestellt wird, wenn die Zeiträume kürzer werden.

Für *Karin Kellner* ist es eine große Herausforderung, der kommenden Generation zu

vermitteln, dass sie eine Schnittstelle besetzt und nicht in erster Linie dem Bauherrn, sondern in erster Linie dem Gemeinwohl zu dienen habe.

IV.2 Diskussionsrunde 2: Zusammenspiel BauherrIn – Hochschule

Dieser Dialog wurde als essentiell angesehen, da er als ein wichtiger Baustein im Prozess der Baukultur zu sehen ist. Vor dem Hintergrund des anstehenden gravierenden Qualitätssprunges im Wohnungs- und Städtebau muss jegliche Distanz zwischen Immobilienwirtschaft und Hochschule aufgegeben werden. Auch in der Ensembleerhaltung oder bei der Profilierung der Stadtrandgebiete sind interdisziplinär erarbeitete Konzepte gefragt. In der abschließenden Diskussion im Plenum wird u.a. auch die Erwartung geäußert, dass seitens der Hochschulen der Begriff Baukultur in seinen vielfältigen Dimensionen für den Praxisalltag qualitativ präzisiert wird.

Es diskutierten *Prof. Hilde Léon* (Leibniz Universität Hannover) und *Prof. Dr. Paul Zaleski* (Europa Universität Viadrina, Frankfurt/Oder) mit *Prof. Michael Braum* (Bundesstiftung Baukultur), *Dr. Marta Doehler-Behzadi* (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS)) und *Dr. Bernd Hunger* (GdW Bundesverband deutscher Wohnungs- und Immobilienunternehmen e.V.).

In seiner Einführung hebt der Moderator, *Carl Herwarth v. Bittenfeld* hervor, dass das Thema 'planerische Instrumente' anders als in der ersten Runde, Kommune – BauherrIn, hier nicht im Vordergrund stehen soll. Vielmehr bewegt im Zusammenspiel Hochschule und BauherrIn das Thema Knowhow-Transfer und das Schließen von Wissenslücken. Diese zentralen Fragestellungen sind nicht nur in einer Richtung zu sehen, sondern in beiden. So ist durchaus auch relevant, dass die Studierenden aus den Erfahrungen der Praxis resp. auch aus den Anforderungen aus der Praxis lernen können. In ihrem Einführungsstatement berichtet *Prof. Hilde Léon* von Studierenden aus Hannover, die gesagt hatten: „Entwerfen ist nicht alles“ und dass es vielmehr um das Zusammenwirken von Menschen und um die Diskussion mit ihnen gehe. Für sie als Architektin hingegen sei zentral, was am Ende steht. Wenn das Ergebnis nicht gut ist, dann war die Arbeit auch nicht erfolgreich. Sie versuche nicht, den Studierenden Baukultur beizubringen, wo es ohnehin schwierig sei, diese zu definieren, sondern sie versuche, Baukunst zu vermitteln. Wenn man sich erarbeitet habe, was gut ist, dann könne man sich vielen Aufgaben stellen. Vorteilhaft sei, wenn die Hochschulen mit





ihren Angeboten einen breiten Wissens- und Beurteilungsfächer vermitteln. Es geht beim Entwerfen darum, etwas mehr zu schaffen, als nur die Anforderungen zu erfüllen. Das Mehr ist wichtig!

Carl Herwarth zitiert *Dr. Bernd Hunger*, nach dem die Wohnungs- und Immobilienunternehmen vor vier großen Herausforderungen stehen: „Die demographische Entwicklung, die zunehmende soziale Spreizung der Gesellschaft, die Anforderungen an Klimaschutz und Energieeffizienz sowie die wachsende Pluralität der Lebensstile und die Vielfalt der Wohnkonzepte sind vier große Trends, denen sich die Wohnungsunternehmen in besonderem Maße stellen müssen.“ Hieran anknüpfend konstatiert er, dass es sich dabei nicht nur um kapitalintensive, sondern in hohem Maße auch um wissensintensive Anpassungsprozesse handelt, bei denen die Hochschulen sich unterstützend engagieren könnten.

Dr. Bernd Hunger erläutert hierzu, dass man die aktuellen Anforderungen auch mit dem Begriff „Qualitätssprung“ zusammenfassen könne. Dieser Qualitätssprung, der im Wohnungs- und Städtebau anstehe, sei fast von historischer Dimension: das dritte Mal in den letzten 200 Jahren, vor 1850 Erfindung des Mietshauses, 1920 Erfindung der modernen Stadt, massenhaft gebaut seit 1950 und jetzt der nächste große Schritt. Die Häuser werden in 20 Jahren ganz anders aussehen als heute. Bei jedem der Teilprobleme: Klimaschutz, Energie, Demographie sei die Wohnungswirtschaft auf Innovationen und Forschung angewiesen. Was ihn bedrücke, sei, dass verglichen mit der Bau- oder der Autoindustrie relativ wenig Geld für die Forschung im Wohnungs- und Städtebau ausgegeben wird. Dies sei in erster Linie ein internes Problem, umso wichtiger die Zusammenarbeit mit den Hochschulen. In diesem Kontext wirbt er dafür, jede Distanz zwischen Forschung und Bauen aufzugeben. Die gesellschaftliche Entwicklung sei extrem schnell, sich in diesen Prozess einzubringen, ist schon Forschung schlechthin. Wir haben es nicht mit Naturwissenschaft zu tun, sondern immer mit Menschen. Daher ist es wichtig, dass sich Hochschulen und Wohnungsunternehmen als PartnerInnen suchen. Manche Projekte leiden allerdings unter dem großen Missverständnis, dass naturwissenschaftliche Kriterien angesetzt werden müssten. Dies klappt in Wissenschaften, die mit Menschen zu tun haben, meist überhaupt nicht. „Rein in den Prozess und direkt Mitmachen“ ist seine Empfehlung.

An *Prof. Paul Zalewski* gerichtet, der sich in seinen Forschungsprojekten mit der ländlichen und städtischen Baukultur der Neuzeit beschäftigt, stellt der Moderator die

Frage, was derzeit in diesem Bereich die relevanten Forschungsthemen seien und welche Aspekte in Zukunft besonders im Fokus stehen würden. *Prof. Paul Zalewski* führt aus, dass – unabhängig von der historischen Betrachtung – immer versucht werden sollte, aus der Geschichte für die Zukunft zu lernen. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte habe immer auch einen direkten Bezug zur Gegenwart. Wenn man die Spannweiten kenne, in der die Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts in der Kulturlandschaft vertreten ist, mache man sich Sorgen um die Erhaltung dieser Objekte. Aufgrund allgemeiner globaler Veränderungen, demographischen und soziokulturellen Wandels, Migrationen, sowie Wanderungsbewegungen vom Land in die Städte stünde zum Beispiel die künftige Nutzung eines Drittels der Kirchengebäude heute zur Disposition.

Mit der ersten Energiekrise im 18. Jahrhundert habe man begonnen, Holz sparende Konstruktionen zu entwickeln. Das habe es alles schon gegeben, nur die Geschwindigkeit des Wandels sei eine ganz andere geworden. In der Nachkriegszeit wurde zunächst die gegliederte und aufgelockerte, dann die autogerechte Stadt, dann die Verdichtung resp. Urbanität durch Dichte als Leitbild postuliert. Das seien zwei krasse Gegensätze, die da in sehr kurzer Zeit aufeinander folgten. Wenn man aktuell die Debatte um die Klimaveränderung betrachte, wenn die recht verantwortungsvolle Art, mit dem Thema umzugehen, von der Bauindustrie aufgegriffen und hier ein unglaublicher Druck auf die Altbauten ausgeübt werde, die eine wichtige baukulturelle Ressource seien, dann könne einem unwohl werden. Daher müsse man reflektieren, wer was spricht, weshalb, wieso und mit welchen Intentionen gehandelt wird.

Da so viele Gebäudegruppen zur Disposition stehen, bilden sich die Leidensdiskussionen auf unterschiedlichen Niveaus ab. In der Lausitz zum Beispiel gibt es auf dem Lande ganze Barockschlösser, die leer stehen, obgleich sie Perlen der Baukultur sind und unglaublich viel über die Landesgeschichte erzählen. Hier gibt es einen klaren Konsens, dass diese erhalten werden müssen. In den Städten ist die Situation anders. Hier muss man sich fragen, inwieweit die Wertigkeit der Architektur der Nachkriegsmoderne von der Gesellschaft anerkannt wird. Man hat eine Fülle von Objekten, die man nicht halten kann. Dann steigt man in die Wertung ein, aber die Werte sind nicht klar, weil baukulturelle Bildung bis jetzt nicht funktioniert. Die Aufgabe, die wir an den Hochschulen haben, ist, baukulturelle Bildung auch jenseits der Fachöffentlichkeit zu vermitteln. Dies ist ganz wichtig, da die Zivilgesellschaft unberechenbar ist.



Aus dem Publikum kommt der Zwischenruf, dass das, was beschrieben wurde, doch ein wunderbares Programm für den Lehrstuhl wäre, gemeinsam mit der Stadt Frankfurt a.d.O. das zu machen. „Wir reden ja über die Schnittstellen und das finde ich toll, wenn es dann wirklich diesen Diskurs gibt, wenn man nicht nur beklagt, was ist, sondern sieht, wo liegt die technische Lösung, dass ich beides hinkriege, Klimaschutz und den Erhalt von historischer Bausubstanz.“ *Carl Herwarth* zitiert im Folgenden von der Homepage des BMVBS (Zugriff 2012): „Baukultur umfasst gutes Planen und Bauen und das Reden darüber. Baukultur kann nur in einem gesellschaftlichen Umfeld gedeihen, in dem eine hohe Aufmerksamkeit auf die Qualität der gebauten Umwelt, auf deren Herstellung, Umgestaltung und Nutzung gerichtet wird. Die Kultur des Bauens zeigt sich in der Wahl angemessener Verfahren und in einer Integrationsleistung, die soziokulturelle, ökologische, gestalterische, technisch funktionale, sowie auch wirtschaftliche Qualitätsbelange zu einer ausgewogenen, nachhaltigen Gesamtqualität zusammenführt. Dies ist wesentliche Voraussetzung für die Schaffung und den Erhalt lebendiger Städte und Gemeinden mit hoher Lebensqualität.“

Mit Blick auf die zunehmende Nutzung neuer, internetbasierter Kommunikationsmittel könne unterstellt werden, dass sich auch die Aufmerksamkeit für die Qualität der gebauten Umwelt enorm erhöhen und gleichzeitig die Komplexität bei den Meinungsbildungs-, Abstimmungs- und Entscheidungsprozessen deutlich zunehmen wird. An *Dr. Marta Doehler-Behzadi* richtet er die Frage, welche Herausforderungen hieraus für alle an der Ausbildung wie auch an den Planungsprozessen Beteiligten erwachsen.

Dr. Marta Doehler-Behzadi führt zunächst aus, dass gutes Planen und Bauen in jedem Fall zu einer guten Baukultur gehört, „aber ein schönes Haus ist noch nicht Baukultur. Baukultur ist immer etwas Größeres. Baukultur fängt dann an, wenn sich eine Gemeinschaft, Stadtgesellschaft oder die Gesellschaft überhaupt darüber im Klaren ist, dass sie einen baukulturellen Gemeinsinn braucht, dass uns das etwas wert ist, was wir aus der Vergangenheit bekommen haben, dass uns das wichtig ist, was in die Zukunft weitergegeben wird. Dieser Common Sense, das ist für mich die Baukultur.“

In ihren weiteren Ausführungen spricht sie noch drei weitere Themen an, die – durch die Brille der Baukultur betrachtet – für Forschung, Lehre, Ausbildung und das, was Studierende heute können und lernen müssen oder worauf sie vorbereitet sein sollten, wichtig sind: „Das eine ist der Bestandsumbau, ganz umfassend mit allen Details. Dazu gehört tiefes Verständnis für das Haus und tiefes Verständnis für soziale Be-



ziehungen, für Nutzungsbeziehungen. Das zweite ist der Stadtrand, mit seinen Wildschweinsiedlungen und wenig schönen Agglomerationen, der auch in eine Phase des Umbaus gerät und wo wir baukulturell betrachtet einmal konstatieren müssen, dass die Grabsteine der Baukultur vor allem hier auszumachen sind. Es ist alles Ergebnis von ganz bewussten Planungsakten und doch ist der baukulturelle Ertrag so gering. Das dritte ist die Kulturlandschaft. Wir müssen gar nicht weiter darauf eingehen was der Kulturlandschaft in Zeiten der Energiewende bevorsteht, ahnen wir einigermaßen, wenn wir bei jeder Fahrt über Land feststellen, dass die Zahl der Windräder stetig zunimmt. Jede energetische Wende hat sich im Bild von Städten und Landschaft niedergeschlagen, aber es muss natürlich mit Baukultur geschehen."

Das Partizipationsprozesse dazu gehören und dass diese sich anders gestalten, viel selbstbewusster, viel leichter organisiert, das sind Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren ganz deutlich gemacht haben. Hier bringen gerade die planenden Disziplinen einen ziemlichen Erfahrungsschatz mit. Das Resultat ist daher an vielen Stellen recht gut.

Im Folgenden zitiert der Moderator *Prof. Michael Braum*, der Baukultur mit einem Mobile vergleicht. „Baukultur ist eine Vereinbarung, die ihre Ausdruckskraft nur dann entwickelt, wenn die einzelnen Bestandteile dieses Mobiles austariert sind. Wesentliche Bestandteile sind die Ökonomie, denn es muss sich rechnen, die Ökologie, es muss nachhaltig sein, und die Gebrauchsfähigkeit, es muss nutzbar sein. Zudem muss eine gesellschaftliche Akzeptanz gegeben sein. Wenn ich diese unterschiedlichen Elemente austariert habe und die Schönheit dabei nicht zu kurz kommt, dann entsteht ein Gesamtkunstwerk. Das ist Baukultur.“ Anknüpfend an dieses Bild hebt der Moderator hervor, dass ein Mobile nicht allein ein ausbalanciertes Gebilde sei, sondern mit seiner Erscheinung auch Poesie, Leichtigkeit oder Lebhaftigkeit vermittelt. Er stellt die Frage, ob nicht die Hochschulen die besondere Aufgabe hätten, dem Wirkungsgefüge, in dem Baukultur definiert und generiert wird, beständig neue Anstöße zu geben?

Prof. Michael Braum erläutert, dass er das Bild des Mobiles geeigneter findet als das, was in Gesetzbüchern steht, weil es bildhaft wird. Heute würde er jedoch auch fragen, was sind die Ursachen, dass es in unserem Land um die Baukultur so bestellt ist, wie es bestellt ist? „Eine Ursache liegt in der Nachlässigkeit. Es interessiert relativ viele Leute relativ wenig, wie das, was sie bauen, im Umfeld aussieht. Das Andere ist, dass wir eine Genehmigungspraxis in unserem Land haben, die jedem, der engagiert bauen



will, die Lust am Bauen vergehen lässt. (...) Der dritte Grund, (...) was wir in unsere Ausbildung an den Fachhochschulen und Universitäten reinstecken, ist jämmerlich.“ Die Grundlage dafür, dass es um die Baukultur nicht gut bestellt ist, sei das Fehlen einer Sensibilität auf allen möglichen Ebenen. „Es gibt wichtige Ansätze, das zu ändern. Ein Ansatz ist, dass wir auf allen Ebenen überlegen, warum dieses Thema wichtig ist. (...) Die Hochschulen müssen gesellschaftspolitischen Konsens herstellen, dass, wenn wir es mit der Baukultur ernst meinen, auch deutlich mehr in die Bildung investiert werden muss als jetzt. Wir können kein Geld drucken, aber wir können es anders verteilen und das wäre wichtig.“ Und schließlich sei auch der Dialog zwischen Bauherren und Hochschulen ganz wichtig.

Prof. Paul Zalewski betont, dass es „nicht um das Ob, sondern um das Wie der Zusammenarbeit“ geht. Er plädiert dafür, den ganzen Bereich der Kulturwissenschaften einzubeziehen und die Fragen, wie geht man mit Lebensräumen um und welche pluralen Perspektiven und Sichten entfalten sich in Städten und Quartieren, einzubeziehen. Hier sollte – neben der Soziologie, die an den Architekturfakultäten zum Teil schon vertreten ist – der gesamte Bereich der Humanities, aber z.B. auch die Disziplin der Material Culture Studies beteiligt werden. Für seine eigene Disziplin, die Denkmalpflege, sieht er das Problem, dass man sich immer mit den Objekten an sich beschäftigt, nicht aber mit ihrer gesellschaftlichen Tragfähigkeit. Am Ende steht die Frage nach Werten und wer dafür aufkommt, sie zu erhalten oder zu schaffen? Die Disziplinen jenseits der Architektur könnten helfen zu zeigen, wie Menschen ihre Umwelt reflektieren.

Prof. Hilde Léon ist der Auffassung, dass es bei der Frage um das Zusammenspiel Hochschule – Bauherrn weniger um das Wie als um das Was geht. Man brauche beides, eine gewisse Distanz zu den Bauherrn und man brauche eine Kooperation, weil sich Bauherrn wie Studierende im Prozess verändern. Die Studierenden haben keinen konkreten Planungsauftrag, sondern sie sollen Möglichkeitsräume ausloten. Das kann absurd und nicht bezahlbar sein, aber im Dialog findet ein Prozess statt, wo beide Seiten etwas lernen, schließlich sind auch die Bauherrn immer wieder überrascht, wenn sie mitbekommen, wie schwierig es ist, eine Idee zu entwickeln und diese umzusetzen. Der Prozess, eine Idee zu entwickeln, sei an sich schon Baukultur und eine Frage der Bildung. „Es ist für beide Seiten interessant und weiterbringend. Wir müssen dies viel stärker nutzen, auch ökonomisch.“ Die Architekturfakultäten haben das große Problem, dass sie nicht im klassischen Sinne forschen. Sie betreiben zwar Research about





Architecture, aber auch Research by Architecture ist von Bedeutung. Wir müssen stärker versuchen, an Mittel zu kommen, um akzeptiert zu werden.

Für *Dr. Bernd Hunger* stehen die Türen weit offen. Aus seiner Sicht gibt es viele praktische Anknüpfungspunkte. Einerseits unterstützten Bund und Länder den Experimentellen Wohnungs- und Städtebau, Projekte der Nationalen Stadtentwicklungspolitik sowie Baukulturprojekte. Darüber hinaus gibt es viele Initiativen von einzelnen Bauherren. Das Thema Raum und Bauen ist wie kaum ein anderes geeignet, die unterschiedlichen Disziplinen zusammen zu bringen. Dieser Querschnitt lässt sich durch Verbundprojekte gut herstellen und ist für Wohnungsunternehmen sehr interessant. Wichtig ist, dass man mit einem unverstellten Blick an das Thema Baukultur herangeht statt mit Beglückungsphantasie oder wertend. Er empfiehlt, in einem ersten Schritt, gerade in der Hochschulausbildung, jegliche Wertung herausnehmen. Sein früherer Kulturosoziologieprofessor habe zum Beispiel eine ganz einfache Definition von Kultur vertreten: „Kultur ist die Art und Weise, wie Menschen ihr Leben gestalten. Dazu gibt es zwei große Voraussetzungen: den Stand der Technik und den Stand der Verhältnisse untereinander. Wenn man das untersucht, merkt man erst einmal, was alles Kultur ist. Und in einem zweiten Schritt kommt dann die Wertung hinzu.“ Es sei wichtig, die beiden Schritte zu unterscheiden, nicht gleich über gut oder schlecht reden, erst verstehen, warum Leute etwas so machen (und nicht anders).

Dr. Marta Doehler-Behzadi sieht die Gefahr, dass man mit diesem Anspruch bei allem und jedem und schließlich in einer Beliebigkeit endet, die nicht mehr zu handhaben ist. Es gäbe einen gesellschaftlichen Bedarf an hervorragender Lehre und Forschung an den Hochschulen. Baukultur ist in ihrer Wahrnehmung ein Feld, das wir überhaupt noch nicht zu erfinden begonnen haben. Was gehört alles dazu? Es ist eine komplizierte Materie. An dieser können Studierende und ProfessorInnen intensiv arbeiten. Es ist sehr notwendig, dass Baukultur als Begriff erkannt wird, aber wo steckt sie denn eigentlich? Geht Baukultur gerade unter, wenn man sie zu beherrschen versucht? Die Meta-Wolke, um Baukultur zu beschreiben, ist konkret nicht vorhanden. Man muss sie vermitteln und erklären können.

Beiträge aus dem Plenum

Petra Wesseler möchte wissen, wie der GdW auf seinen verschiedenen Entscheidungsebenen sicherstellt, dass Qualität garantiert wird, und wo Kompetenz in Baukulturfr-

gen da überhaupt vorhanden ist? Sie fordert grundsätzlich mehr als nur das Angebot, zu einer Zusammenarbeit einzuladen.

Peter Lüttmann richtet die „(...) Bitte an die Hochschulen, sich um den Qualitätsbegriff zu kümmern. Wir haben von einem Koeffizienten der Baukultur gesprochen, von der Bildung in Baukultur, alle reden von Qualität der Baukultur, aber keiner kann es richtig beschreiben. Wenn man damit beginnt, merkt man, welch ein hoch strukturiertes Gebilde man vor sich hat, von der Nutzung bis zu den gesellschaftlichen Strukturen, die Baukultur tragen. Also ein lohnendes Gebiet für die Hochschulen.“ In der Abschlussrunde weist *Dr. Bernd Hunger* darauf hin, dass wir im Jahr 2050 20% Neubauten, 3 % Baudenkmäler, aber 77 % Bestandsgebäude haben werden; über die Baukultur im Bestand gäbe es aber relativ wenig Diskussion. „Was machen wir heute, wenn wir mit dem Bestand umgehen, unter dem Aspekt Baukultur? Dazu gibt es keinen Diskurs.“ Hinsichtlich der Qualität im Wohnungsbau bestehen aus seiner Sicht unterschiedliche Auffassungen. So ist er nicht der Meinung, „dass wir einen sehr beklagenswerten Zustand der Baukultur haben. Besser geht es immer, (...) eine ideale Gesellschaft kann man sich nicht schnitzen. Deutschland hat ein sehr hohes Niveau von Planungskultur, eine extrem bewunderte Bauindustrie und einen ziemlich guten Wohnungsbau. Was ist also die Wahrnehmungsebene?“ Im Zusammenhang mit den Aktivitäten des GdW erwähnt er zuerst den deutschen Bauherrenpreis. Dieser verfolgt hohe Qualität zu tragbaren Kosten. Es ist der wichtigste Wohnungsbaupreis, der zusammen mit dem Bund Deutscher Architekten BDA und dem Deutschen Städtetag DST ausgelobt wird. Innerhalb der Jury gibt es immer wieder harte Diskussionen zu den Kriterien, z.B. zu innovativen Planungsverfahren. Die Ergebnisse des Bauherrenpreises werden dokumentiert, jedes Wohnungsunternehmen und jede Kommune bekommt Exemplare. Der GdW organisiert auch Transferveranstaltungen und hat bei der Entwicklung eines Gütesiegels für den nachhaltigen Wohnungsbau mitgewirkt. Gerade bei den Studierenden dürfe man nicht vermitteln: „Was ist das für eine schreckliche Welt; alle sind gekloppt, die bisher gebaut haben; es muss alles anders werden“ – das würde der GdW für einen ganz falschen Ansatz halten. Er schließt mit einem Zitat des ehemaligen Baustadtrats von Hannover, *Hanns Adrian*: „Wenn ich genug Geld hätte, würde ich alles so lassen, wie es ist.“

Dass der Bestandsumbau eine zentrale Aufgabe ist, bestätigt auch *Dr. Marta Doehler-Behzadi*. Diese sei so vielfältig, dass wir es nicht schaffen, sie in all ihren Facetten



auseinanderzunehmen. Sie pflichtet *Dr. Hunger* bei, dass man sich der Aufgabe stellen müsse und dass dies eine Qualifizierungsaufgabe sei, nicht nur aus städtebaulicher Sicht. Das Bundesministerium führe derzeit ein Forschungsprojekt zum Thema 'Kommunale Kompetenz Baukultur' durch und hat in diesem Rahmen einen 'Werkzeugkasten der Qualitätssicherung' für die Kommunen ausgearbeitet. Es ist eine sehr praktische Handreichung, die sehr nachgefragt ist.

Carl Herwarth konstatiert, dass zu guter Letzt doch das Thema 'Instrumente' angesprochen wurde, und richtet die letzte Frage an *Prof. Braum*: „Ist ein Baukulturkoeffizient (BKK) wünschenswert und wäre er handhabbar?“

Prof. Michael Braum erläutert, dass die Qualität des Städtebaus in Deutschland nie über die GFZ (Geschossflächenzahl) und die GRZ (Grundflächenzahl) gesichert wurde. Gleiches würde für einen BKK gelten. Es könne nicht sein, dass wir Technokraten haben, die darüber entscheiden, wie wir unsere Umwelt gestalten. Er hielt die Einführung für eine Katastrophe!

IV.3 Diskussionsrunde 3: Zusammenspiel Hochschule – Kommune

Fast jede Stadt in Deutschland und auch jede Universität kann auf eine lange Tradition der Zusammenarbeit Kommune – Hochschule verweisen. Diese Zusammenarbeit ist zwar normalerweise mit mehr Arbeit aller Beteiligten verbunden, der Mehrwert jedoch ist die Mühen wert. Studierende können an konkreten Situationen erproben, wie ihre Entwürfe und Ideen in realen Situationen einzubringen sind, da es kein anderes Labor gibt als die reale Stadt. Für Kommunen sind die Arbeitsansätze der Studierenden vielfach wichtige Impulsgeber für weitere Diskussionen etwa um einen Standort.

Es diskutierten *Prof. Dr. Johannes Cramer*, *Prof. Dr. Elke Pahl-Weber* (beide TU Berlin) (Position Hochschule), *Prof. Dr. Elisabeth Merk* (Stadtbaurätin / Leiterin des Referats für Stadtplanung und Bauordnung in der Landeshauptstadt München und Honorarprofessorin an der Hochschule für Technik in Stuttgart), *Anne-Luise Müller* (Leiterin des Stadtplanungsamtes in Köln), *Hartwig Schultheiß* (Leiter des Dezernats für Planung, Bau, Wirtschaft und Marketing in der Stadt Münster) (Position Kommune).

Einleitend fragt die Moderatorin, *Dr. Renate Bornberg*, ob und wenn ja, welche Probleme zwischen den Kommunen und den Hochschulen bestünden, wo ggf. Handlungs-



bedarf existiere oder ob alles so ist, wie wir es uns vorstellen? An *Herrn Schultheiß* gerichtet stellt sie die Frage, wie gut die Zusammenarbeit zwischen Hochschule und Kommune funktioniere und wo er weitere Handlungsszenarien sehe.

Anknüpfend an die Aussage, dass Baukultur als Prozess wie auch als Haltung zu sehen sei, betont *Hartwig Schultheiß*, dass für ihn bei der Zusammenarbeit die Integration der gesamten Stadtgesellschaft wichtig sei. „Es ist ein übergeordnetes Zusammenspiel und es darf nicht nur auf der Seminarebene oder auf der Ebene von Einzelentwürfen stattfinden, sondern es muss in der gesamten Stadtentwicklung verankert sein. Einige kennen den Begriff 'Wissensbasierte Stadtentwicklung', das heißt, eine ganze Stadt muss positive Rahmenbedingungen schaffen, um das Zusammenspiel zum Leben zu erwecken. Die Städte haben unterschiedliche Voraussetzungen, Campusuniversitäten aus den 1970ern oder Städte, wo es von der Tradition her eine große Integration der Hochschule in der Stadt gibt. Münster hat 50.000 Studierende auf 300.000 Einwohner, die Stadt ist ohne die Hochschule gar nicht vorstellbar. Es darf aber keine Parallelgesellschaft sein und es funktioniert nicht, wenn nicht eine Stadtgesellschaft und eine Kommune Rahmenbedingungen für den Austausch schafft. Es müssen auch Personen, AnsprechpartnerInnen da sein (...).“

Dr. Renate Bornberg berichtet von der Praxis in Hannover, bei der die Fakultät gerne Projekte mit verschiedenen Gemeinden bearbeitet. Hier gäbe es zuweilen auch den Vorwurf, dass auf billige Art und Weise neue und vielfältige innovative Ideen beschafft und Honorare für professionelle Büros und lange Planungsprozesse eingespart werden. Konkret fragt sie *Hartwig Schultheiß*, wie das in der Stadt Münster gesehen wird und welche Erfahrungen hierzu gemacht wurden?

Hartwig Schultheiß kennt diesen Vorwurf, würde ihn aber strikt zurückweisen, denn im Grunde seien das sehr unterschiedliche Ebenen. Er findet es erfrischend, sich mit Studierenden auseinanderzusetzen, ist selbst manchmal an der msa (münster school of architecture), begleitet Seminare und kann viel aus dem Alltagsleben einbringen. Die Entwürfe als verwertbare, umsetzbare Entwürfe zu sehen, wäre, sowohl auf der kommunalen wie auch auf studentischer Seite, der falsche Ansatz. Was er sich in punkto Integration wünschen würde, wäre auch als Appell an die anwesenden Studierenden gerichtet, dass sie an Planungsprozessen, die in der Stadt stattfinden, wie z.B. Workshops und Bürgerbeteiligungen, aktiv teilnehmen. In der Nutzung solcher Foren bestehe großer Nachholbedarf.



Dr. Renate Bornberg gibt diese Frage an die Hochschulen weiter und fragt *Prof. Johannes Cramer*, wie aus seiner Sicht die Zusammenarbeit zwischen Kommunen und Hochschulen zu bewerten sei und ob Zusammenarbeit für den Lehrbetrieb einen Mehrwert bringe?

Prof. Johannes Cramer nimmt zustimmend Bezug auf *Prof. Léon*, die sagte, „(...) die erste Aufgabe der Hochschulen ist, die Studierenden auszubilden und ihre Phantasie zu beflügeln und sie zu ermuntern, Dinge zu erfinden, die (...) nicht realitätsnah sind. Es geht nicht darum, etwas entlang von Richtlinien zu machen, sondern es ist ihre Kreativität gefragt und die ist hoffentlich grenzenlos.“ Auf der anderen Seite gäbe es wohl kaum eine Hochschule, die nicht mit Kommunen zusammenarbeitet. Lehrende und Studierende gingen überall in die Städte und Quartiere und sammelten ihre Erfahrungen in der Begegnung mit der realen Architektur. Die fortgeschrittenen Studierenden machten nicht nur Studienprojekte, wo sie sich an etwas beteiligen, sondern wirkten auch an ganz konkreten Bauprojekten mit. Beispielhaft nennt sie die Neugestaltung der Cafeteria, die die Studierenden geplant und ausgeschrieben, wo sie auf der Baustelle gestanden und wie zukünftige Architektinnen und Architekten auch wirklich gebaut haben. „Nachdem sich das Projekt, „Baupiloten“ genannt, bewährt hat, gibt es viele Projekte, die mit der zuständigen Senatsverwaltung in Schulen, beim Ausbau von Kantinen oder in Kindergärten usw. durchgeführt werden.“

Die Moderatorin möchte ihre Frage nochmals von einer anderen Seite beleuchten. Sie ist der Meinung, dass die Universität auch etwas von einem Elfenbeinturm sein sollte, sich freispielen können müsse von konkreten Aufträgen und den Anforderungen der Praxis. Gerade die Zusammenarbeit mit Kommunen führe oftmals dazu, dass die Studierenden viel darüber lernen, dass ein Entwurf, der vorlag, in einer Gemeinde zerredet wird. Wenn wir solche Projekte anbieten, ist das ein wichtiger Aspekt, aber es ist auch wichtig, sich einmal freizuspielen. An *Prof. Pahl-Weber* gerichtet stellt sie die Frage, wie weit eine Universität Elfenbeinturm sein müsse?

Prof. Pahl-Weber möchte das Wort Elfenbeinturm streichen, da es negativ besetzt sei. „Aber selbstverständlich hat Universität einen eigenen Auftrag und den muss sie auch erfüllen.“ Bestimmte Fähigkeiten kann sie mit Studierenden in der Lehre nur einüben, wenn diese einen Proberaum haben, wo sie nicht kontrolliert werden und nicht gleich ein negatives Feedback bekommen. Das ist so und das wird auch an der TU Berlin geleistet. Es macht sehr viel Sinn, ein Wechselspiel zu etablieren: den geschützten



Raum zum Einprobieren und dann die reale Situation zum Ausprobieren mit allem, was dazugehört, auch Kritik. Ihr ceterum censeo: „Wir haben Stadt nicht als Labor. Allenfalls können wir Simulationslabore aufbauen. Unser Labor, auch für die Studierenden, ist der reale Raum in der Stadt. Und wenn sie labormäßig lernen wollen, dann müssen sie in die Stadt.“

Des Weiteren hebt *Prof. Pahl-Weber* hervor, dass, nach all dem was diskutiert wurde, Baukultur für sie nicht nur mit dem Prozess, sondern auch etwas mit dem Ergebnis zu tun hat. „Man muss es erkennen können. Dass Baukultur unsichtbar ist, ist für sie ein Unding.“ Sie muss erkennen können, was für eine kulturelle Haltung dahinter steht, was da heraus kommt. „Und das können wir an den Hochschulen über Research by Design und Teaching by Design auch über Action Learning, all diese (...) Begriffe, die komischerweise alle englische Namen haben, hervorragend einüben.“ Das heißt, „Grundlagen für eine bestimmte Haltung – sofern Baukultur Haltung ist – können wir in der Ausbildung wunderbar legen, wenn wir in einem Wechselspiel zwischen dem Freiraum, den die Universität bietet, und der Praxis, die das Labor bietet, arbeiten.“

An *Prof. Elisabeth Merk* gewandt, die gewissermaßen „auf zwei Klavieren spielt“, einmal in der Ausbildung und einmal in der Stadt München in der Bau- und Planungsverwaltung, richtet *Dr. Renate Bornberg* die Frage, was eine Stadt davon hat, dass Studierende kommen und Projekte bearbeiten? Ergänzend hält sie fest, dass Projekte definitiv nie diese Qualität haben können, die von einem professionellen Büro kommen, weil sie unausgereifter sind und weil sie immer den Anspruch haben, Experiment zu sein.

Prof. Elisabeth Merk sieht zunächst für beide Seiten erst einmal eine Menge Arbeit, da sie beide Seiten kennt. Kooperationen seien grundsätzlich mit mehr Arbeit verbunden als ein Seminar oder Entwurfsprojekt nach dem normalen Gang der Dinge. „Das Schöne ist, wenn es gelingt, dass man sich dann freischwimmt und neue Ideen gewinnt und neue Impulse bekommt (...):“ Sie habe noch nie erlebt, dass eine Kommune mit einer Universität kooperiert, weil diese Entwürfe umsonst liefert. Ihre Sorge sei eher, dass die Verwaltung zu wenige Möglichkeiten hat, die Arbeiten auch entsprechend zu würdigen.

„Kooperation mit der Stadt München heißt in erster Linie Forschungskooperation. Die Kommune ist nicht nur eine Stadtbaurätin oder die PlanerInnen und ArchitektInnen in der Verwaltung (...). Hochschulen und Studierende müssen sich die Themen aus-



wählen können, die sie interessieren. Die Frage, wie man das von Seiten der Kommune aufgreifen kann, hängt damit zusammen, wie es passt. Es darf auch sinnlose Projekte geben, die keinen Anker in der Realität haben, die entfalten manchmal, wenn man gelassen genug ist, an einer anderen Stelle mehr Wert, als man gedacht hatte. Es gilt auch, in die Abgründe der Bürokratie Einblick zu erhalten (...). Eine Kooperation hilft den Blick zu öffnen und man muss relativ frei sein im Hinblick auf das Ergebnis, und man muss es wollen, denn es kostet Zeit und Arbeit, und schließlich, man muss es wertschätzen, das ist ganz wichtig!"

Von *Hartwig Schultheiß* möchte *Dr. Renate Bornberg* wissen, inwieweit Projekte mit Studierenden in Münster dazu verhelfen, Baukultur weiterzutragen, und ob die Stadt Münster sich wünschen würde, dass hier noch mehr passiert.

Hartwig Schultheiß sieht durchaus die Möglichkeit für ein Mehr an Zusammenarbeit. Er konstatiert, dass hierzu jedoch Motoren gehören, um gemeinsam Projekte zu initiieren. Im Rahmen der Veranstaltung 'Münstermorphosen' zum Beispiel haben Studierende, Hochschulen, die KollegInnen vom Stadtplanungsamt und Professionelle aus dem Marketingbereich mitgewirkt. (...) „Traditionelle Universitätsstädte haben, was die Zusammenarbeit zwischen Kommune und Hochschule angeht, einen Riesenvorteil.“

Dr. Renate Bornberg stellt heraus, dass es in diesem Forum in erster Linie um das Thema Baukultur geht und nicht um das grundsätzliche Zusammenspiel von Kommune und Hochschule. Es gehe darum, die Baukultur weiterzutragen und dies in einer Form, dass die Zivilgesellschaft etwas davon mitbekommt und in den Prozess integriert wird. Konkret an *Anne-Luise Müller* gerichtet fragt sie, ob die Hochschulen etwas dazu beitragen können, dass Baukultur sichtbar wird.

Anne-Luise Müller nimmt wahr, „(...) dass alle Städte mit Hochschulen kooperieren, auch die Stadt Köln, allerdings fallbezogen. „Die Stadt Köln schaut genau, welches Projekt sie mit welcher Hochschule macht. „Es gibt zwei Stränge, einen der sehr wissenschaftlich, forschungsorientiert arbeitet“ und das Thema Prozessgestaltung und das Thema wie Moderation als Aufgaben wahrnimmt. Einen anderen, der Stadtplanung, Architektur, etc. zum Gegenstand hat. Hier entstehen Entwürfe, die zur Erkenntnis in der Planung führen. Sie hält kritisch fest, dass es nur ganz wenige Hochschulen gibt, die das grundlegende Handwerkszeug unterrichten und sich mit einfachen morphologischen Fragestellungen einer Stadt auseinandersetzen, die Bautypologien vermitteln. Sie würde sich wünschen, dass die Hochschulen sich mehr mit grund-



genden Arbeiten beschäftigen. „Das brauchen wir in Zukunft noch viel mehr, denn die Stadt muss auch weiterentwickelt werden. Hierzu müssen die Studierenden wissen, wie Stadt funktioniert, nicht nur im sozialpolitischen, sondern tatsächlich und umfanglich, wie die Stadt gebaut ist, wie Verkehrsräume sind oder wie öffentliche Räume zusammenwirken und welche Wirkungen sie haben.“

Prof. Johannes Cramer hebt hervor, dass die Universitäten in Berlin einen sehr großen Beitrag zur Stadtentwicklung leisten. Als Beispiel nennt er die Diskussionen um die Flughäfen: „Bevor irgendeine Verwaltung sich positioniert hat, gab es von allen Berliner Architektur- und Stadtplanungsschulen unendliche Stellungnahmen im Sinne studentischer Entwürfe und die verrücktesten Ideen kamen hieraus.“

Zum Abschluss stellt die Moderatorin die Frage, inwieweit die Hochschulen den Studierenden näher bringen können, was das baukulturelle Erbe ist, und ob sich dies besser im Curriculum verankern ließe.

Nach Auffassung von *Prof. Elke Pahl-Weber* würden wir „die Baukultur in die Ecke stellen, wenn wir ihr ein Extrafach geben würden. So wie es hier diskutiert wurde, sei es ein typisches Querschnittsthema.“ Sie weiß nicht, ob alle KollegInnen das so sehen und handhaben, aber ein Großteil tut dieses. „Es taucht auf in den Lehrveranstaltungen ganz unterschiedlicher Provenienz. Erlauben Sie mir noch einen Kommentar zu der Debatte mit dem Investor und dem Geld: Baukultur kostet Geld, ist Quatsch. Mit viel Geld etwas machen, das kann jeder. Angemessene Wirtschaftlichkeit, angemessene gestalterische Lösungen, das wollen wir doch den Studierenden beibringen.“ Sie kann sich vorstellen, dass man an ihrer Universität „einmal einen Dialog darüber führt, unter den Lehrenden und mit Studierenden: Wie seht ihr das, ist das Thema Baukultur präsent, so wie wir es vermitteln?“



Konklusionen

Die verschiedenen Formate zur Baukultur, die bis hierher dokumentiert sind, bildeten den Ausgangspunkt für weiter führende Überlegungen mit dem Ziel, Synergien zwischen den an der Fakultät für Architektur und Landschaft angesiedelten Professuren und Fachgebieten zu identifizieren, die für potentielle gemeinsame Projekte und Vorhaben fruchtbar gemacht werden könnten (vgl. Kap. VI und VII). Was also nahmen wir mit, welches waren die (Zwischen-)Ergebnisse und welche Erkenntnisse erschienen uns aus dieser Sicht relevant?

Am Anfang standen die drei Ausgangsfragen: Was ist, wie entsteht, wer sichert Baukultur? Diese Fragen wurden am Workshop im November 2011 aufgeworfen und mit externen Expertinnen und Experten aus Planung und Architektur, Politik und Verwaltung diskutiert. In der Mitte stand die Lehrveranstaltung im Wintersemester 2011/12 mit Studierenden, die sich auf den Weg nach der Kultur des Bauens begaben und dabei Erkenntnisse zu einem weiteren Verständnis von Baukultur produzierten. Am (vorläufigen) Schluss standen die Diskussionsrunden des Forums Baukultur am Dritten Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik im April 2012, das drei Dialogsträngen gewidmet war: dem Dialog zwischen Kommune und BauherrIn, zwischen BauherrIn und Hochschule sowie zwischen Hochschule und Kommune. Aus Sicht der Hochschule / Wissenschaft ging es nun darum, den Extrakt aufzubereiten und für die Weiterentwicklung der Thematik in Forschung und Lehre fruchtbar zu machen.

Eine zentrale Erkenntnis des Workshops vom 11.11.2011 war, dass Baukultur nicht nur statisch zu verstehen ist, das heißt, sich nicht nur in wertvollen resp. denkmalwerten Architekturprodukten und -objekten äußert, sondern immer auch dynamisch: Sie entsteht im Prozess einer – im besten Fall aufgrund demokratischer Willensbildung – von Planungs- und Kommunikationskultur geprägten Haltung und wird getragen und verändert, immer wieder neu interpretiert von den jeweils Handelnden. Wobei dies nicht nur die TrägerInnen von Macht und Verantwortung sind, sondern auch jene, die mit den Füßen abstimmen: sei dies in Form der Würdigung und Wertschätzung des

Gewordenen und Vorhandenen, sei es in dessen Geringschätzung oder Missachtung – was dann ggf. die Kehrseite von Baukultur, nämlich: Un-Kultur, wäre?

Die Suche der Studierenden im Rahmen der Lehrveranstaltung förderte Erkenntnisse zutage, die aus diesem Workshop schöpften, dessen Aussagen aber auch transformierten. Es hieß da zum Beispiel, Baukultur sei kein Prädikat für einzelne, besonders gut gelaufene Prozesse oder für ausgewählte, gebaute Produkte: Alles Entstandene, von Menschen Geformte unterläge grundsätzlich einer Kultur, auch des Planens und Bauens. Andererseits sei Baukultur aber auch individuell zu bewerten, die Kontexte, in denen Prozesse abließen oder ablaufen, Gebautes entstand oder entsteht, müssten zur Kenntnis genommen und verstanden werden, wofür es einer Analyse aus verschiedenen fachlichen Perspektiven bedürfe. Beteiligung schließlich, Diskussionen und Streitgespräche seien nicht hinderlich, sondern im Gegenteil – befruchtend für die Entfaltung von Baukultur.

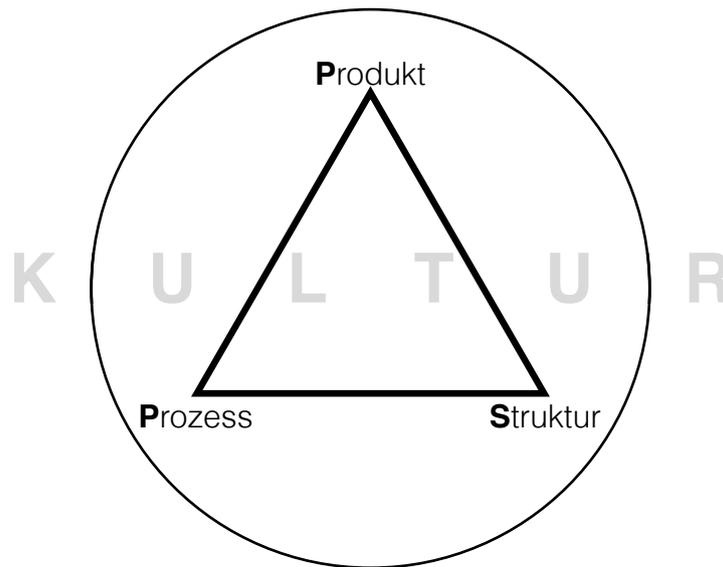


Abb. 5: Baukultur ist mehr, Zibell (2011)

Am Dritten Hochschultag 2012 wurde Baukultur ebenfalls als Prozess wie als Haltung definiert; daneben wurde die Bedeutung der Integration der ganzen Stadtgesellschaft in die Prozesse der Stadtentwicklung hervorgehoben. Es sei Sache der Stadt sowie von Politik und Verwaltung, Rahmenbedingungen zu schaffen, um das Zusammenspiel im Hinblick auf eine kommunikative räumliche Entwicklung der Stadt zum Leben zu erwecken. Baukultur wurde auch als „etwas Größeres“ umschrieben, als Common Sense einer Gemeinschaft, Stadtgesellschaft oder der Gesellschaft überhaupt, der es etwas wert ist, zu hegen und zu pflegen, was aus der Vergangenheit überliefert ist und was in die Zukunft weitergegeben wird. Aus dem formulierten Verständnis von Kultur als Art und Weise, wie Menschen ihr (Zusammen-)Leben konzipieren, lässt sich Baukultur schließlich als die Art und Weise definieren, wie Menschen Raum und Umwelt gestalten, Siedlung und Landschaft entwickeln. In einem solchen Verständnis geht es nicht in erster Linie darum zu (be)werten, sondern zu verstehen: warum Menschen, Generationen, Völker, Kulturen etwas so oder anders mach(t)en.

Einige ausgewählte, aus unserer Sicht zentrale Positionen aus der Diskussion im Forum Baukultur sind im Folgenden wiedergegeben und teilweise kommentiert, interpretiert:

- Baukultur ist nicht ein schönes Haus allein (*Marta Doehler-Behzadi*), auch nicht das Herausheben der Architektenschaft (*Norbert Baron*).
- Baukultur ist nicht die Leuchte, sondern der Alltag (*Carl Zillich*). Alle tragen also zur Baukultur bei, nicht nur Fachleute und GestalterInnen.
- Baukultur ist mehr als Architektur und Baukunst, ein normatives Regelungssystem, in dem wir uns bewegen und in dem sich die Bauverwaltung zu bewegen hat (*Peter Lüttmann*). Also Wahrnehmung und Verantwortung.
- Baukultur ist das Herstellen und das Pflegen, umfasst aber auch die gesellschaftlichen Strukturen, die den Rahmen bilden für das, was jeweils geschehen und entstehen kann (*Peter Lüttmann*). Ist also mehr als das einzelne Gebäude oder die Gesamtheit von Bauten und Freiräumen.
- Baukultur ist eine Frage der Nutzerdefinition: Für wen bauen wir und warum? (*Frank Junker*) In diesen Zusammenhang gehört auch der Qualitätsbegriff oder die Debatte um Qualitätskriterien: Baukultur erfordert Qualität und Kompetenz (*Petra Wesseler*).

- Baukultur ist das Produkt, das im Sinne des Gemeinwohls entsteht (*Petra Wesseler*),
- Baukultur erfordert Konsens und Gemeinsinn (*Karin Kellner*). Voraussetzung ist ein Bewusstsein der Öffentlichkeit (*Klaus Hornung*), es braucht baukulturelle Bildung, auch außerhalb der Fachöffentlichkeit (*Paul Zalewski*).
- Baukultur ist aktives Handeln (*Norbert Baron*), eine politische Frage (*Hilde Léon*) und sie erfordert Haltung (*Hartwig Schultheiß*).
- Baukultur ist vieles – und viel mehr, als zum Teil bisher angenommen. Dabei schwebt sie allzu oft im Ungefähren (*Peter Lüttmann*), eine Meta-Wolke, die wir nicht vermitteln und erklären können, ein Feld, das wir noch nicht einmal begonnen haben zu erfinden (*Marta Doehler-Behzad*).

So viel zum Zwischenstand 2012. Obwohl bereits seit 1994 ein Förderverein Baukultur existiert, obwohl Institutionen geschaffen wurden wie die Bundesstiftung Baukultur (2007) und von Seiten des Bundes sogar ein Werkzeugkasten „Kommunale Kompetenz Baukultur“ vorliegt (BMVBS / BBR 2012), sind wir – auch in Fachkreisen – von einem allgemeinen oder gar gemeinsamen Verständnis von Baukultur und einem Einvernehmen über deren Sinn und Unsinn immer noch weit entfernt: Es gibt sehr unterschiedliche Haltungen dazu, was Baukultur sei. Und es gibt auch unterschiedliche Haltungen dazu, ob es notwendig ist, sich mit Baukultur zu befassen. Oder besser Baukunst zu machen. Schließlich genügt es ganz offenkundig auch nicht, sich in Fachkreisen und -institutionen über das Verständnis von Baukultur auszutauschen, Baukultur als gelebte Haltung im Sinne eines Gemeinsinns braucht mehr.

Ausgehend von dieser Erkenntnis und angeregt durch die neue AULET-Förderung der Fakultät für Architektur und Landschaft im Jahre 2013 verwarfen wir die ursprüngliche Idee, die dargestellten Formate und ihre Ergebnisse zu dem Zeitpunkt bereits in eine Dokumentation münden zu lassen. Vielmehr wollten wir diese unter dem Titel „Baukultur^{Plus}“ nun weiter führen mit dem Ziel, vorhandene Synergien in der Fakultät zu bündeln und gemeinsam zu klären, ob und wenn ja in welchen Bereichen der Baukultur Forschungsbedarf besteht, der zum Beispiel mit den fachlichen Potenzialen der Fakultät weiter entwickelt werden könnte.

Mit einem Symposium, an dem ausgewählte fakultätsinterne mit -externen VertreterInnen politisch-administrativer Entscheidungssträger und -trägerinnen ins Gespräch

kommen sollten, wollten wir weitere Antworten auf die offenen Fragen erhalten und die Entwicklung von Forschungsdesideraten im Austausch zwischen Wissenschaft und sogenannter „Praxis“ reifen lassen.



VI. Das Symposium Baukultur^{Plus}

Carl Herwarth / Lisa Kietzke

Im Rahmen ArchitekturZeit der Niedersächsischen Architektenkammer
am 24. Juni 2014 in Hannover

Zu dem zweistündigen Symposium Baukultur^{Plus} im Rahmen der Reihe „dienstags um 6“ (diu6) der Fakultät für Architektur und Landschaft sowie im Rahmen der ArchitekturZeit haben *Prof. Dr. Barbara Zibell* sowie *Vertr. Prof. Carl Herwarth von Bittenfeld* eingeladen. Beide moderierten auch diesen Diskurs.

Als Diskutierende nahmen von externer Seite *Dr. Anne Schmedding* (Bundesstiftung Baukultur, Programmentwicklung), *Dipl.-Ing. Christian Kuthc* (Nds. Ministerium für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung, Leiter Referat Städtebau, Bauleitplanung und Baukultur) und *Dipl.-Ing. Uwe Bodemann*¹ (Landeshauptstadt Hannover, Stadtbaurat) teil. Von interner Seite nahmen *Prof. Dr.-Ing. habil. Joachim Ganzert* (Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, Abteilung Bau-/Stadtbaugeschichte), *Prof. Dr.-Ing. Martin Prominski* (Institut für Freiraumentwicklung, Entwerfen urbaner Landschaften) und *Prof. Zvonko Turkali* (Institut für Entwerfen und Gebäudelehre, Abteilung Baukunst) teil.

Einführung

In der Einführung, die durch eine bebilderte Präsentation begleitet wurde, hob *Prof. Barbara Zibell* hervor, dass die Veranstaltung Baukultur^{Plus} bereits einen längeren Vorlauf hat: Zum einen wurde das Thema Baukultur als eigenes Modul in der Lehre des neuen Masterstudiengangs Architektur und Städtebau an der Fakultät für Architektur und Landschaft (FAL) im WS 2011/12 erstmals verankert, zum anderen übernahm die FAL der Leibniz Universität Hannover im Rahmen der Vorbereitungen zum Dritten Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik (NSP) den Lead für das Forum Baukultur, eines von sechs Foren, die an diesem Hochschultag zu den Kernthemen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik durchgeführt wurden.

Im Zuge der Vorbereitungen zum Dritten Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik, der im April 2012 in Berlin stattfand, waren drei Formate entstanden:

¹ Auf persönlichen Wunsch wurden seine interessanten Beiträge hier nicht dokumentiert.



- Workshop mit Studierenden und externen Beteiligten aus Architektur-/Planungsbüros, Politik und Verwaltungspraxis im November 2011,
- Lehrveranstaltung (Projekt) mit Studierenden des neuen Master Architektur und Städtebau zum Thema: Baukultur. Oder: Die Kultur des Bauens im WS 2011/12,
- Forum E Baukultur am Hochschultag im April 2012 in Berlin.

Die Ergebnisse dieser drei Teilprodukte wurden dokumentiert und liegen vor. Der Vorabzug dieser Dokumentation wurde im Vorfeld des Symposiums an die aktiven Teilnehmenden verteilt. Sie sollten nicht als Abschluss einer Reihe verstanden werden, sondern diese unter dem Titel Baukultur^{Plus} weiter führen. In Form eines Symposiums sollten vorhandene Synergien gebündelt werden und die Möglichkeiten gemeinsamer Forschungsinteressen ausgelotet werden.

Ziel des Symposiums war vor diesem Hintergrund zu klären, ob und wenn ja, in welchen Bereichen der Baukultur Forschungsbedarf besteht, der mit den Potenzialen der Fakultät für Architektur und Landschaft weiter entwickelt und in absehbarer Zeit in ein gemeinsames Vorhaben überführt werden kann.

Dazu sollten die verschiedenen fakultätsinternen mit ausgewählten externen Perspektiven konfrontiert werden:

- Die internen Perspektiven sollten mit den von uns bisher entwickelten und zusammen getragenen Positionen verschnitten werden.
- Die externen Perspektiven – aus der Bundes-, Landes- und Kommunalebene und der Stiftung Baukultur – sollten in besonderer Weise dabei helfen, die relevanten Fragen aus verschiedenen Praxisfeldern an die Wissenschaft zu formulieren.

Vortrag zum Stand der Baukultur in Deutschland

Im Anschluss folgte ein zwanzigminütiger Vortrag von Frau Dr. Schmedding zum Baukultur-Barometer – Wo steht die Baukultur in Deutschland? In ihrem Vortrag gab sie einen kurzen Überblick über die Bundesstiftung Baukultur, ihre Themenschwerpunkte, die am Planen und Bauen beteiligten Akteurinnen und Akteure und die volkswirtschaftliche Dimension des Bauens. Sie legte das breit angelegte Verständnis der Stiftung von Baukultur als Qualität der gebauten Lebenswelt dar. Zudem präsentierte sie ausgewählte Ergebnisse und Handlungsempfehlungen aus dem Baukulturbericht. Ab-

schließlich machte sie hilfreiche Angaben zum Forschungsbedarf aus Sicht der Bundesstiftung Baukultur. Die Stiftung sieht vor allem einen Bedarf an praxisbezogenen Argumentationen für Baukultur zum Beispiel für die Immobilienwirtschaft. Außerdem sollte man auch in der Forschung der Baukultur als interdisziplinäres Thema, das für einen integrierten Planungsansatz steht, gerecht werden. Die Vermittlung von baukultureller Qualität sollte schon in der Lehre aller am Bauen Beteiligten eine zentrale Rolle spielen.

Nach Rückfragen mit dem Publikum folgte die Podiumsdiskussion in drei Teilen:

- Teil 1** Statements auf dem Podium zum Verständnis von Baukultur
- Teil 2** Diskussionsrunde
- Teil 3** Vorschläge auf dem Podium zu möglichen Forschungsthemen

VI. 1 Statements auf dem Podium zum Verständnis von Baukultur

Zvonko Turkali: Baukultur ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Und: Wir Architekten sollten ein großes Interesse daran haben, Öffentlichkeit herzustellen. Doch wie werden die baulichen Veränderungen in unseren Städten kommuniziert? Welche Instrumentarien stehen uns überhaupt zur Verfügung, wenn es darum geht, die Architektur und den Städtebau zu dem zu machen, was sie sind: eine öffentliche Angelegenheit. Ziel der Moderne ist es doch gewesen, eine Qualitätssteigerung in alle Bereiche zu bringen. Daran sollten wir festhalten. Wenn wir heute jedoch schauen, dann müssen wir feststellen, dass wir noch viel zu tun haben. Warum ist das so? Weil wir aus meiner Sicht die sogenannte Alltagsarchitektur vernachlässigt haben. Was nützt das schöne Museum, wenn sich die Leute in den Quartieren, in denen sie arbeiten und wohnen, nicht wohlfühlen? Das Alltägliche ist eigentlich das Besondere.

Uwe Bodemann¹: ...

Martin Prominski: Ein Punkt, wo Baukultur stark fehlt, ist draußen auf dem Land. Durch die Energiewende finden gerade enorme Umwälzungen statt, in der Horizontalen und in der Vertikalen, wo baukulturelle Fragen überhaupt keine Rolle spielen. Wir können uns fragen, ob wir das hinnehmen, dass es da draußen schlimm aussieht oder wollen wir auch dort mit baukulturellen Fragen beginnen? Es gibt in so vielen Ländern schon ästhetische Handlungsleitfäden für den Bau von Windrädern, was es in Deutschland nicht gibt, und das halte ich für eine große Lücke. Ich würde mich dem anschließen, dass es ästhetische Fragen sind, die wir dort berücksichtigen und nicht





den reinen Funktionalismus, den es in Deutschland gerade gibt.

Christian Kuthe: Für mich ist Baukultur der Umgang mit der gebauten Umwelt. Insofern ist immer Baukultur vorhanden, solange die Menschheit baut und in Behausungen lebt und sich das baulich organisiert. Es geht bei Baukultur nicht darum, wie ein einzelnes Gebäude zu bewerten ist, sondern aus meiner Sicht immer um den Zusammenhang der Besiedlung, die Vielzahl der Gebäude mit den Straßen, Wegen und Plätzen, die dazu gehören. Wir sind die Akteure von Baukultur. Im Sinne des ganzheitlichen Prozesses natürlich nicht nur die Baubeteiligten, sondern die Nutzer, wir alle, die ganze Stadtgesellschaft ist Konsument und Mit-Produzent in unterschiedlichem Maße. Aus unserer Sicht, des Sozialministeriums, ist Baukultur zu stärken. Es gibt nicht nur die Defizite, die die Fachwelt benennt, es ist auch zunehmend so, dass die Bevölkerung nicht mehr mit den Bauentscheidungen mitkommt, was da gebaut wird und wie die Gebäude weiterentwickelt werden. Es ist häufig aber auch so, dass das, was fachlich gut gelungen ist, in der Öffentlichkeit auch wiederum abgelehnt wird. Es kommt letztendlich darauf an, dass es eine Wertschätzung geben muss, in der Stadtgesellschaft, für die gebaute Umwelt und eine gewisse Kompetenz, wie man sich einbringen kann, dazu gibt es auch ein Bedürfnis.

Joachim Ganzert: Baukultur meint ein bestimmtes Bewusstsein, einen Wahrnehmungsanspruch. Dafür lassen sich bestimmte Anforderungen formulieren zu denen wir uns einst in einem Arbeitskreis Gedanken gemacht haben²:

Erstens: Ganzheitliche Diskussion von Angemessenheit mit adäquat dimensioniertem Wahrnehmungshorizont und Kontext. Ich erinnere daran: Ästhetik heißt nichts anderes als Wahrnehmung.

Zweitens: Das, was wir permanent sehen und anfassen/ (be)greifen können und worüber wir uns im Zusammenhang mit Baukultur vor allem unterhalten, nämlich den Bau bzw. Bauten, ist aber im Grunde nur die (sehr kleine) Spitze des Eisbergs; und das, was den ‚Bau‘ (die Eisbergspitze) eigentlich trägt, ist der ‚Überbau‘ und der ‚Unterbau‘. Mit Überbau ist das Variable gemeint, was jeweils der Zeit entsprechend die Auseinandersetzung mit Architektur oder Baukultur prägt. Und mit Unterbau sind jene Archetypen, Universalien, anthropologischen Konstanten angesprochen, die wir - teilweise automatisch - in uns haben. Darüber sollten wir reden und darüber nachdenken und uns die bewusst machen.

2 J. Ganzert und G. Janböcke, Hannovers „ver-rückte“ Mitte. Prinzipielles und Konkretes zu Stadt-Bau-Kultur, Berlin 2016

Drittens: Die unter Umständen mühevoll gepflegte (ist gleich Kultur) des freiwilligen Sich-Rechtfertigens, Legitimierens durch eine stets dilemmatische, ganzheitliche Diskussion bzw. Auseinandersetzung und die Garantie der Gewährleistung solcher Prozesspflege durch einen hippodamischen Eid, dass wir uns gegenseitig darum bemühen, uns nicht gegenseitig zu ‚killen‘, wenn wir mit Dilemmata zu tun haben. So entsteht und lässt sich Baukultur gewährleisten, denn Baukultur folgt einem Gesamtbewusstsein. Darum muss es uns gehen und vor allem hier an der Universität.

Und dazu stelle ich die Frage: Woher stammt folgendes Zitat? „Heute ist die Tat, wir werden morgen Rechenschaft über sie ablegen. Die Vergangenheit lassen wir wie einen Kadaver hinter uns liegen und die Zukunft überlassen wir den Wahrsagern. Wir ergreifen das Heute.“ Es stammt von einem der in der Architektenschaft am meisten bewunderten und verehrten Architekten-Heroen des 20. Jahrhunderts, von Mies van der Rohe; und es bezeugt ein Unbewusstsein und eine Frag- bzw. Diskussionslosigkeit, der es nicht um Rechenschaft-ablegen bzw. um ein Sich-Rechtfertigen geht, sondern zu deren Idealen der Tatmensch, der Homo Faber und das ‚Mach-dein-Ding!‘ gehört, ohne nach links, rechts oder zurück zu schauen; keine Herkunft, keine Zukunft, nur Gegenwart und (unüberlegte/ unreflektierte) Tat.

VI.2 Diskussionsrunde

Warum entsteht wann und wo, unter Beteiligung wessen, das, was dann als Baukultur zu einer bestimmten Zeit bezeichnet wird?

Anne Schmedding: Es wird oft die Aufforderung an die Stiftung gerichtet, sie solle sich mehr einmischen, deutlich Haltung beziehen und als eine Art ästhetische Baukulturpolizei auftreten. Das könnte man im Sinne einer aktiven Baupflege verstehen oder auch im Sinne von Gestaltungsbeiräten, die ja zunehmend als Instrument in Deutschland wieder eingesetzt werden. Aber die Stiftung als übergeordnete bundesweite Instanz sollte diese Rolle des Richters nicht einnehmen, wir verstehen uns da eher als Moderator. Trotzdem will ich es nicht abfällig schildern, es ist ja ein berechtigtes Bedürfnis nach klaren Lösungen. Das geht in die Richtung, was Herr Ganzert sagte, was gibt es für gesellschaftliche Vorstellungen, für Ideale, gibt es nicht doch gesellschaftliche Leitbilder im ästhetischen Sinne, auf die wir uns einigen können, bei denen alle sagen, das ist Baukultur?

Uwe Bodemann¹: ...



Carl Herwarth: Ich konstatiere kurz, dass zwischen Herrn Kuthe und Frau Schmedding Einvernehmen besteht, dass es Defizite in der Wahrnehmung und Wertschätzung gibt und dass das Argumentieren von Mehrwerten im Umkehrschluss sehr zentral ist.

Barbara Zibell: Da ist noch die akademische Seite, die ich auch bei Ganzert und Kuthe verstanden habe, nämlich zu schauen: Was wird zu welchen Zeiten, warum, wie gebaut? Meinetwegen auch, was sind die anthropologischen Grundkonstanten, was sind die kulturellen Variablen? Da geht es darum, die verschiedenen Baukulturen zu verstehen. Und das andere, die normative Frage, die wir hier aufwerfen, in unserer Gesellschaft, in der es ein Gestaltungsdefizit gibt, ein ästhetisches Defizit, ein Wertschätzungsdefizit, ist eine ganz andere Fragestellung. Da geht es um Qualitäten. Da ist die Frage, was vermitteln wir unseren Studierenden, wie bewerten wir das, was im Raum steht. Und da hat Herr Bodemann etwas Spannendes gesagt, es geht uns doch auch um Schönheit. Aber es geht auch um Gebrauchswerte. Und was ist das eigentlich anderes als die Frage nach Qualität, wo objektive und subjektive Kriterien nicht unbedingt allumfassend für alle in der Gesellschaft zur Deckung gebracht werden können, oder? Darüber müssen wir doch debattieren.

Joachim Ganzert: Und dann würde ich die Worte Polizei und Sichern vermeiden. Das sind Worte, die evozieren sofort Dinge, wo man nur zusammenzuckt.

Zvonko Turkali: Für mich ist es eine interessante Beobachtung, dass Städte, die eigentlich schön sind, wie Regensburg, Konstanz oder Lübeck, dass diese Städte zu einem frühen Zeitpunkt Gestaltungsbeiräte eingeführt haben. Und Städte, deren architektonische und städtebauliche Qualität durchaus erhöht werden könnte, meinen, ohne einen Gestaltungsbeirat sehr gut auszukommen. Beratungen zu Brandschutz, Barrierefreiheit etc. sind willkommen, doch bitte nicht in Sachen Gestaltung. Woher kommt das? Mein Eindruck ist, dass Bewohner von Regensburg, Lübeck oder Konstanz merken, in einer schönen Stadt zu leben. Sie realisieren, dass das Schöne einen Wert darstellt, den es zu pflegen gilt und der zugleich Maßstab für alle Neubaumaßnahmen definiert. Zurück zum Museumsvergleich: Bei einem Museumsneubau gibt es in der Regel einen Wettbewerb. Hierdurch wird die Qualitätserwartung gesteigert und von Beginn an entsteht ein öffentliches Interesse daran, dass dieses Projekt gelingt. Das öffentliche Interesse wird sozusagen provoziert. Aber wie bekommen wir es hin, dass wir die restlichen 99 % der Stadt auch so hinkriegen? Wie können wir es verhindern, dass Bauten wie Schnellrestaurants, Autohäuser, Großmärkte etc. so aussehen, als

hätte sie ein Rosinenbomber abgeworfen? Sie stehen völlig bezugslos in der Landschaft und erfüllen nicht einmal Mindeststandards an Architekturqualität. Genau da fängt für mich die Diskussion über Baukultur an.

Carl Herwarth: Ich denke die Diskrepanz ist deutlich geworden, aber wurde dem dritten Fragenkomplex vorweggenommen, nämlich: Wie sichert man baukulturelle Qualitäten? Gibt es noch weitere Beiträge?

Publikum: Martin Sondermann: Ich wollte gern noch einmal die Platzierung von Barbara Zibell unterstreichen, nämlich die Trennung von streng Analytischem und der normativen Ebene. Ich fand die Definition von Herrn Kuthe sehr zutreffend, der gesagt hat, Baukultur ist überall dort, wo die Menschen bauen. Das ist auch eine Kulturdefinition, dass sich die Denkweisen von Menschen zu bestimmten Zeiten, in bestimmten Räumen, in anderen Zeiten unterscheiden, aber sie sind nie besser. Ich finde auch dieses Bild, was die Stiftung Baukultur gezeichnet hat, ganz dramatisch, immer nur nach normativen Kriterien, Handlungsleitfäden zu sagen, das ist gute Baukultur. Und das finde ich insofern vernichtend, als man ja auch nicht fragt, was die bessere Gesellschaftskultur sei, ob die dänische oder die deutsche. Also kann man auch nicht fragen, ob die dänische oder deutsche Baukultur besser sei. Sie sind prinzipiell unterschiedlich und funktionieren auf unterschiedliche Art und Weise und haben ihren eigenen Wert. Und da müsste man die Gestaltungsqualität, die eine ganz wichtige Debatte ist, trennen von der Frage nach der guten Baukultur.

Uwe Bodemann¹: ...

Christian Kuthe: Ich plädiere auch dafür, diese Fragen eher miteinander zu verschränken, statt der Trennung zwischen Universität und außerhalb, zwischen Analyse und Norm. Die Ermittlung von Qualität kann gar nicht ohne die analytische Betrachtung von dem, was war, erfolgen. Wir haben gehört, dass es einen Mangel gibt, auf dessen Grund diese Diskussion überhaupt entstanden ist. Aber dieser Mangel, dieses Schwammige, das kann doch nur eine Analyse des Vergangenen gewährleisten. Gibt es da von der Stiftung eine Richtung, Wissenschaft zu fördern?

Anne Schmedding: Wir sind keine Fördereinrichtung und fördern keine Wissenschafts- oder Bauprojekte. Wir fördern die Kommunikation über Baukultur und treten entsprechend als Netzwerkpartner auf. Wir würden uns zu Baukultur mehr Forschung wünschen. Der Mehrwert von Baukultur für die Gesellschaft muss mehr herausgearbeitet werden – und das ist nicht nur streng ökonomisch gemeint. Wir brauchen mehr





Argumente, die aus dem für viele schwammigen Begriff Baukultur etwas Handfestes machen, was wir für die Zielgruppen spezifisch und in eine breite Öffentlichkeit kommunizieren können. Für uns ist es wichtig, hier wissenschaftliche Unterstützung zu bekommen. Belastbare Zahlen, die wir zum Beispiel auch durch unsere eigenen Umfragen generieren, sind etwas, mit dem man gut an die Öffentlichkeit heran treten kann und für Qualität werben kann. Wenn „die Wissenschaft etwas sagt“, darauf wird in unserer Gesellschaft reagiert. Uns geht es darum zu vermitteln, dass eine andere Haltung, mehr Zeit in der Phase Null und mehr Kommunikation in den Prozessen zu einer höheren Qualität führt, die für uns alle spürbar ist und uns allen gut tut. Das wird aber in der allgemeinen Wertschätzung noch nicht genügend so wahrgenommen. Baukultur wird als Spezialproblem, als Luxusproblem wahrgenommen und eben nicht als etwas, was uns alle angeht. Bei diesem Kommunikationsprozess brauchen wir Futter von der Wissenschaft.

Barbara Zibell: Da möchte ich noch einmal nachhaken. Sie sagten, wir bräuchten Baukultur nicht zu definieren, diese Frage führe nicht weiter, wir müssten nur um Qualitäten ringen. Aber was die Qualitäten sind, wo nehmen sie denn die Antworten darauf her? Wir brauchen wissenschaftliche Argumente für Baukultur, sagten sie am Ende. Für mich beißt sich da die Katze in den Schwanz, das verstehe ich noch nicht ganz.

Anne Schmedding: Mir geht es nicht um eine Begriffsdefinition. Da würde ich mir keine Forschung wünschen, denn das bringt uns nicht weiter. Was uns etwas bringen würde, wenn in den Teilfeldern, die ich aufgezeigt habe, praxisnahe Forschung stattfinden würde. Wie kommt man zu gemischten Quartieren und einer Qualität im öffentlichen Raum und bei der Infrastruktur, wie erreicht man eine gute Planungskultur? Da gute Ansätze zu haben, die eine schlüssige Beweiskette aufbauen, die dazu führt zu sagen, Baukultur stellt einen Mehrwert dar: gesellschaftlich-sozial, ökologisch und ökonomisch.

Publikum: Janna Eberhard: Ich habe den Eindruck, man versucht sich zu orientieren, weil man nicht weiß, in welche Richtung es geht und es ist ein Stochern im Nebel. Man weiß nicht so recht, wo es hinget und dieses darüber Nachdenken scheint auch in den Prozess nicht richtig eingebunden. Baukultur nur auf eine Qualitätssteigerung herunter zu brechen, führt meiner Meinung nach nicht weiter.

Barbara Zibell: Das ist doch ein Votum für die analytische Trennung, dass man die wissenschaftliche Arbeit machen kann, um zu verstehen. Und dass man im politischen

Raum und im fachlichen Raum durchaus auch bewerten muss. Aber das steht noch einmal auf einem anderen Blatt.

Publikum: Janna Eberhard: Aber diese Punkte müssen doch wieder zusammenkommen und sich verschränken.

Barbara Zibell: Aber nicht abstrakt für die ganze Welt, oder?

Publikum: Janna Eberhard: Aber diese Orientierungslosigkeit und dass alle jetzt hier über Baukultur reden müssen, zeigt ja auch ganz deutlich, dass es da Probleme gibt. Die spürt man irgendwie und so richtig greifbar scheint es ja nicht zu sein.

Publikum: Frank Eittorf: Man spürt das vielleicht, es kam vorhin mal raus, vom Ausland werden wir belächelt. Die Frage ist, warum überhaupt? Warum müssen wir bei uns über Baukultur reden, wenn man sich im nächsten Moment die Expos anguckt, wo sich jedes Land präsentiert. Hat so etwas denn Einfluss oder ist das nur die Spitze des Eisbergs und kann man dann überhaupt über die Masse nachdenken? Ich habe das Gefühl, dass es in der Wahrnehmung ein bisschen geteilt ist oder ist es in der Außenwahrnehmung so, wie die Stadt Berlin mit Baukultur umgeht. Was ist Baukultur? Gibt es sozusagen ein Ideal, wie sieht das aus? Ist das die Eisbergspitze, wird die Baukulturdiskussion klar definiert und richtig gefunden oder gibt es da auch Themen, die different diskutiert werden?

Publikum: Michael Schumacher: Baukultur ist für mich eine Frage der kulturellen Haltung. Eigentlich sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, dass – neben der Funktion – ästhetische Aspekte die Gestaltung prägen. Es geht dabei aber um ein Empfinden, nicht um wissenschaftliche Kriterien. Zertifizierungen mit Dokumentationen in Excel-Tabellen können nicht zu Schönheit führen. Ich sehe die Not für eine Debatte um Baukultur, aber wir müssen aufpassen, dass wir uns nicht selbst eine Falle stellen: Daten in Listen eintragen und glauben, dass dies etwas mit Kultur zu tun hat.

Anne Schmedding: Um starre Gestaltungssatzungsurteile geht es nicht, das wollen wir als Stiftung nicht entwickeln. Wir wollen nicht die Normierung von Baukultur, das kann kaum funktionieren. Wir brauchen Argumente für mehr Planungs- und Baukultur, mit denen wir nach außen gehen können. Wissenschaftliche Argumente, die den Zusammenhang herstellen zwischen mehr Lebensqualität und Baukultur. Dann kann man für Baukultur werben und überzeugen, in der Fachwelt ebenso wie in einer breiteren Öffentlichkeit.

Publikum: Michael Schumacher: Aber es muss doch in Italien keiner den wissenschaft-



lichen Zusammenhang herstellen, dass gutes Essen prima ist?

Carl Herwarth: Ich entnehme, dass es zwischen Michael Schumacher und Joachim Ganzert Einvernehmen gibt, dass Sicherungsinstrumente nicht ein zentrales Thema sind.

Joachim Ganzert: Nein, also vor allem keine Regeln. Das ist kein deutsches Problem übrigens, sondern das ist ein durch alle Länder und Zeiten hindurchgehendes. Trotz alledem kann man in grob umrissenen Gestaltsatzungen etwas vorzeichnen, was einen Leitplan liefert. Vor allem, wenn es Probleme gibt.

Publikum: Peter Dellemann: Ich bin gelernter Stadtplaner, aber ich weiß auch nicht, wie denn diese wunderbaren Städte, wir haben die Namen Lübeck schon gehört oder Regensburg, wie die seinerzeit entstanden sind? Das ist nicht nur ein tiefer Konsens in der Bevölkerung gewesen, wie die Stadt aussieht, sondern es gab auch damals eine ganze Menge von sehr rigiden Vorschriften. Und es gab zum Beispiel die Tatsache, dass man in Lübeck keinen Marmor hatte, sondern nur Ziegelsteine. Die Baumaterialien waren nicht überall verfügbar. Das Wissen, was aus heutiger Sicht zu diesen schönen Städten geführt hat, dieses zu untersuchen, welche geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze haben seinerzeit zu diesen Ergebnissen geführt, die wir heute schön finden? Das sind oft auch nur Regeln im Kopf gewesen, das muss nicht aufgeschrieben sein. Aber die Zünfte und die Innungen haben seinerzeit nicht nur auf die Handwerker, sondern auch für andere Aspekte, wie eine Parzelle sein durfte, entscheidende Restriktionen gehabt sowie Regeln und Vorschriften. Das ist nicht alles im breiten Konsens entstanden. Hierüber sollte man wirklich forschen, indem man sich ein paar Beispiele nimmt und da mal den Dingen auf den Grund geht.

Publikum: Ein Aspekt den Herr Bodemann auch angesprochen hat, das klang etwas durch, das Thema Schönheit. Aus meiner Sicht, als freier Architekt, von der anderen Seite, habe ich das Gefühl, dass wir schon einen großen Konsens haben. Ich glaube nicht, dass wir nicht wissen, was wir da tun.

Carl Herwarth: Mich interessiert brennend: Wie entsteht Baukultur? Da würde ich gleich gerne überleiten. Vielleicht können Sie diese Frage integrieren. Ich hörte zwei Dinge heraus. Sie entsteht entweder daraus, weil wir uns als Wohlfühlgesellschaft dieses Luxusthemas annehmen können oder aber, wir reden darüber, weil es um die Baukultur so schlecht bestellt ist. Es gibt wenige Dinge sonst, die in einem Wort mit Kultur in der deutschen Sprache zusammenstehen.

VI.3 Vorschläge auf dem Podium zu möglichen Forschungsthemen

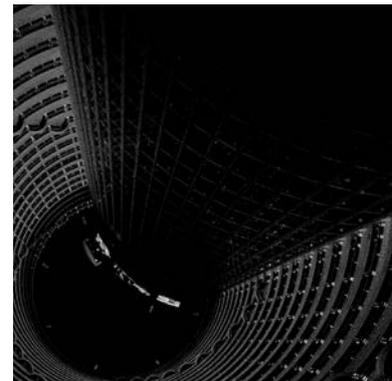
*Uwe Bodemann*¹: ...

Martin Prominski: Ich finde, es braucht aber auch noch eine andere Forschung, eine projektive Forschung, die also nicht nur zurück schaut, sondern die nach vorne schaut. Für viele Probleme heutzutage, da finden wir keine Beispiele in der Vergangenheit und müssen neu denken. Ob Wärmedämmung oder draußen auf dem Land die Windräder. Da hilft aus meiner Sicht nur eine projektive, eine experimentelle Forschung, für die es wenig nützt, nur in die Vergangenheit zu schauen. Entwerfende Forschung ist da gefragt und die gibt keine Normen, das soll sie auf keinen Fall, sondern sie soll Argumente liefern für eine Debatte für Baukultur. Aber wenn es die gar nicht gibt, solche Visualisierungen, dann können wir auch nicht streiten. Dafür würde ich plädieren, eine entwerfende Forschung für die Baukultur zu machen.

Christian Kuthe: Letztendlich geht es darum, Typologien zu finden, wieder zu finden, die für ein stimmiges Stadtbild sorgen. Wenn man über das Einzelgebäude hinausschaut und den Kontext in einer stimmigen Form aufgegriffen hat. Es geht darum, wie wir mit dem, was wir haben als gebaute Umwelt, weiter umgehen. Die Fragestellung ist, dass wir auch Bestandssiedlungen haben, die in ihrer Typologie durchaus ansprechend sind, aber die jetzt vor großen Aufgaben stehen. Nämlich die energetische Ertüchtigung zu bewältigen oder den demographischen Wandel. Die Menschen fühlen sich da wohl, aber welchen baukulturellen Ausdruck findet das? Das ist ja auch Praxis, der Erneuerungsprozess von normalen Siedlungsbeständen, dass dieser in einem Gesamtkonzept weiterentwickelt wird. Und das kann nicht alles Aufgabe der öffentlichen Hand sein. Was kann unterhalb der Planungsbehörden für eine Weiterentwicklung von Beständen geleistet werden?

Anne Schmedding: Im Sinne einer angewandten Forschung braucht es gute Beispiele im experimentellen Raum, im Forschungsraum. Sie haben die Energiewende erwähnt, die unseren Landschaftsraum in Deutschland massiv verändert hat und noch verändern wird. Auch da brauchen wir Unterstützung von der Forschung ebenso wie von der Entwurfspraxis, Modelle zu entwickeln, die eine qualitätvolle Weiterentwicklung unserer Landschaft visionieren. Wie können Lösungen aussehen, dass die Landschaftskultur nicht nur bewahrt, sondern sogar verbessert wird?

Zvonko Turkali: Eine Frage wird sein, wie wir die vielen schönen Bestandsgebäude



aus unterschiedlichsten Zeitepochen den sich verändernden Anforderungen anpassen können, ohne dabei ihren Charakter zu beschädigen. Ich meine das hinsichtlich ihrer Funktion, aber auch in Bezug auf die Gebäudetechnologie. Eine weitere Frage ist, wie kriegen wir den Rand der Stadt in den Griff? Wir konzentrieren uns zu sehr auf das Zentrum der Stadt und vernachlässigen dabei ihre Peripherie.

Joachim Ganzert: Zu trennen, zwischen Blick in die Vergangenheit und Prospektion, bringt nichts. Wir müssen, gerade in einer Stadt, das als ein Ganzes ansehen, sonst kommen wir überhaupt nicht vorwärts. Der Vergleich schafft Begriffe, deshalb plädiere ich – gerade auch an einer Universität – für diachron komparatistische Untersuchungen von Baukultur. Also nicht nur bei uns, nicht nur heute, sondern überall und zu allen Zeiten – im Hinblick auf:

- Mentalitäten, Ideale, Konfliktforschung: Was haben wir für Ideale (siehe jenes Zitat von Mies van der Rohe, denn er formulierte ein Ideal des 20. Jahrhunderts)?
- Konfliktforschung, z.B. hinsichtlich des herrschenden Alt-Neu-Dualismus (siehe unser Innovationsfetischismus), oder der sogenannte Dächer-Krieg, der in keiner Weise zu Ende ist (ein Begriff, im Übrigen, aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts)
- das Verhältnis ‚Utopie‘ und ‚Realität‘. Momentan wird der neue Realismus diskutiert, eine unglaublich spannende Diskussion; hier müssen wir uns einbringen.
- den herrschenden Machbarkeitswahn
- die Problematik des sogenannten Gropius-Itten-Konflikts, das ist der Konflikt zwischen Technik und Handwerk

Was hat eigentlich zu jener Baukultur geführt, wo wir uns gerne auf die Piazza setzen und Kaffee trinken, in Deutschland aber ist es (zumeist) das Gegenteil.

Weiteres Forschungsthema ist das Kultivieren ‚vierdimensionaler‘ Wahrnehmung am Beispiel Topographie und Stadt; keine Stadt ist ohne Topographie denkbar, gerade hier an solch einer Fakultät (für Landschaft und Architektur). Das Aufspüren von Verdrängungsmechanismen, das betrifft das Bewusstsein und ihre Ursachen in der Auseinandersetzung mit dem Thema Gestaltsatzung.

Ich würde noch eine kleine Frage anschließen wollen; die ist viel fundamentaler gemeint, als sie vielleicht klingt. Ab wann kann man verhindern, dass ein Jugendlicher zur Spraydose greift, weil ihm die ganze Betonwüste auf den Keks geht?

Barbara Zibell und Carl Herwarth v. Bittenfeld bedankten sich bei den Teilnehmenden auf dem Podium für die lebhafte und facettenreiche Diskussion und für das große Interesse und die vielen zusätzlichen Beiträge aus dem Plenum. Verbunden wurde dies mit dem Wunsch, die gute Zusammenarbeit zu verstetigen.

Um 20:00 Uhr wurde die Veranstaltung beendet und die angeregten Diskussionen klangen an der diBar (Dienstagsbar) aus.

VII. Weiterdenken

Lisa Kietzke / Barbara Zibell

Update 2017, Ausblick und Perspektiven

Seit dem Symposium Baukultur^{Plus} im Juni 2014 und den in dieser Broschüre vorgestellten Formaten (Projekt 2011, Workshop 2011 und Forum 2012) ist viel Zeit vergangen. Ursprüngliche Themenfelder, wie Politik – Bildung – Wirtschaft, wurden durch Fragen nach der Bedeutung einer baukulturellen Praxis von Kommune, BauherrIn und Hochschule angereichert. Am Schluss standen mit der Podiumsdiskussion an der Fakultät für Architektur und Landschaft 2014 die Fragen nach den Beiträgen der Hochschulen und möglichen Forschungsdesideraten im Raum. Inzwischen wurden viele unserer Diskussionen über das Thema auch von anderen weitergeführt. Nachstehend sind einige deutschlandweite Etappenziele aufgeführt, die – ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben – einen Überblick zu den Themen Vermittlung und Sensibilisierung in Bildung und Forschung ermöglichen, gefolgt von einem Interview mit Anne Schmedding, der Zweiten Vorsitzenden der Bundesstiftung Baukultur, in dem die aktuellen Strömungen und Tendenzen eingefangen sind:

- Mit der Veröffentlichung ihres Baukulturberichtes (BKB)¹ 2014/15 „Gebaute Lebensräume der Zukunft – Fokus Stadt“ formuliert die Bundesstiftung Baukultur neben vielen anderen Handlungsempfehlungen auch einige, die sich auf Bildung und Vermittlung beziehen. So gibt sie der öffentlichen Hand die Empfehlung, sich nicht nur um die Förderung und Verbesserung der baukulturellen Bildung an sich zu kümmern, sondern eben auch die baukulturelle Aus- und Weiterbildung aller am Baugeschehen Beteiligten nicht aus dem Blick zu verlieren. Auch die Kammern und Verbände werden in dem Bericht dazu angehalten, Kooperationsangebote zur baukulturellen Vermittlung auszubauen. (vgl. BKB 2014)
- Diese Handlungsfelder finden sich auch im Positionspapier „Planungs- und Baukultur in der integrierten Stadtentwicklung“ des Deutschen Städtetages (DST) vom Dezember 2014² wieder und werden dort in Form konkreter Forderungen für die Verbesserung der Ausgangs- und Rahmenbedingungen für gute Planungs- und

1 Bundesstiftung Baukultur 2014: Baukulturbericht 2014/15 „Gebaute Lebensräume der Zukunft – Fokus Stadt“, Potsdam.

2 Deutscher Städtetag 2014: „Planungs- und Baukultur in der integrierten Stadtentwicklung“: Kurzfassung des Positionspapiers. Stand: Dezember 2014 [Download: <http://www.staedtetag.de/publikationen/materialien/074851/index.html>]

Baukultur neben fünf weiteren formuliert: „Die Länder und die Hochschulen sind aufgefordert, Curricula im Schul- und Hochschulwesen deutlich um planungs- und baukulturelle Inhalte anzureichern. Berufsverbände und Handwerkskammern sind gehalten, zur nachberuflichen Qualifikation für die Verbesserung von Planungs- und Baukultur maßgebliche Inhalte zu entwickeln und zu vermitteln.“ (DST 2014: S. 8)

- Im Baukulturbericht (BKB) 2016/17³ „Stadt und Land“ der Bundesstiftung Baukultur finden sich Bezüge zu den Themen Sensibilisierung, Vermittlung und baukulturelle Bildung im gesamtgesellschaftlichen Kontext. So sei es Ziel, „[...] alle unterschiedlichen Akteursgruppen – Bürger, Bauherren, Planer/Architekten, Verwaltung und Politik – für baukulturelle Aspekte und die Gestaltung der Wohn- und Lebensumwelt zu sensibilisieren. Hilfreich sind [...] die baukulturelle Bildung in allen Altersgruppen, die Gewinnung von Multiplikatoren sowie der Einsatz kreativer Kommunikations- und Vermittlungsformate.“ (BKB 2016: S. 133) Als Möglichkeit für die Vermittlung und Bildung werden Preise und Auszeichnungen genannt, auch das Lernen von guten Beispielen und die Diskussion und Forschung über Möglichkeiten der Anwendung und Übertragbarkeit von Lösungen. (vgl. BKB 2016: S. 123) Letztlich ginge es aber vor allem um das „Erlernen von Baukultur“ auf Seiten der heutigen wie der künftigen Bürgerinnen und Bürger. Als knappe Handlungsempfehlung wird den Baukulturinitiativen, Verbänden und Kammern empfohlen, ihre „Angebote der Baukulturvermittlung, -schulung und -förderung von Gemeinden im ländlichen Raum auszubauen.“ (BKB 2016: S. 135)
- Im Rahmen des Fünften Hochschultages der Nationalen Stadtentwicklungspolitik „Mischung und Dichte – Dialog von Wissenschaft und Praxis“ werden im Juli 2016⁴ die Ergebnisse des interdisziplinären Projekts „Fachlicher Nachwuchs entwirft Zukunft“ präsentiert, das seit 2010 mit Mitteln der Nationalen Stadtentwicklungspolitik gefördert wird und bei dem jeweils bis zu 12 Lehrstühle unterschiedlicher Hochschulen in Sommer- und Winterschulen miteinander kooperieren. Das Format ermöglicht nicht nur die Erschließung von Themen abseits der üblichen Lerninhalte, sondern fördert auch den Austausch und ermöglicht überraschende neue

³ Bundesstiftung Baukultur 2016: Baukulturbericht 2016/17 „Stadt und Land“, Potsdam

⁴ Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung (Hrsg.) 2016: 5. Hochschultag der nationalen Stadtentwicklungspolitik „Mischung und Dichte – der Dialog von Wissenschaft und Praxis“. Ergebnisbericht, Berlin

Zugänge und Perspektiven. (vgl. Ergebnisbericht 2016: S. 39) Beim Austausch der Hochschulen diskutieren Studierende, wissenschaftliche MitarbeiterInnen und ProfessorInnen sowie PraxisvertreterInnen gemeinsam über die „Interdisziplinarität in der Lehre“, „Das Projektstudium“ und den „Wissenstransfer aus den Planungsstudiengängen in die Gesellschaft“. (vgl. Ergebnisbericht 2016: S. 42f)

- In Kooperation mit der Bundesstiftung Baukultur und unterstützt durch das Museum August Kestner in Hannover trifft sich im November 2016 das Netzwerk Baukultur in Niedersachsen zu einem gemeinsamen Arbeitsforum „Perspektive Baukultur in Niedersachsen“. Hier wird gemeinsam über künftige Ziele und Inhalte des neuen Vereins „Netzwerk Baukultur in Niedersachsen e.V.“ diskutiert. Eine von mehreren Werkstätten widmet sich an diesem Tag auch dem Thema „Hochschule und Baukultur“.
- Teilnehmende der Dekane- und Abteilungsleiterkonferenz für Architektur, Raumplanung und Landschaftsarchitektur (DARL) diskutieren während des Konvents der Baukultur in Potsdam (November 2016) zusammen mit anderen Gästen in einem der „Basislager“ zum Thema: „Baukultur in der Bildungslandschaft – Das Studium als Baustelle“.

Interview mit Dr. Anne Schmedding, stellvertretende Vorstandsvorsitzende der Bundesstiftung Baukultur am 24. Juli 2017

Lisa Kietzke (LK): Während des letzten Konvents der Bundesstiftung Baukultur 2016 tagte in Potsdam die Dekane- und Abteilungsleiterkonferenz für Architektur, Raumplanung und Landschaftsarchitektur in der Bundesrepublik Deutschland (DARL). In einem der Basislager auf dem Konvent wurde das Thema „Baukultur in der Bildungslandschaft“ bearbeitet. Dabei ging es nicht nur um die Frage, wie man den Diskurs (über Baukultur) im Studium einbringen, sondern auch darum, wie dieser Diskurs aus den Hochschulen hinaus in die Gesellschaft getragen werden kann. Sowohl in die Schulen und Kindergärten als auch in die Bürgergesellschaft in Stadt und Land. Wie geht die Arbeit an diesem Thema bei Ihnen weiter?

Anne Schmedding (AS): Es gibt jetzt ein neues Format vom Förderverein Bundesstiftung Baukultur: „Baukultur in der Praxis“. Die Auftaktveranstaltung war im Mai 2017 in Frankfurt. Dort wurden Baukulturinitiativen und Interessierte danach gefragt, was momentan die brennenden Themen im Bereich der Baukultur sind. Die Themen

„Baukultur in der Bildung“ und „Baukultur in der Vermittlung“ stellten sich dabei als ganz zentrale Momente heraus, die sehr viele bewegen. Wir werden nun einen kleinen Workshop mit ausgewählten Expertinnen und Experten aus dem Kreis des Fördervereins und darüber hinaus machen und dort das Thema „Baukultur in der Bildung“ weiter aufbereiten. Es ist ja ein sehr weites Thema: Baukultur in der Schulbildung, in der Hochschulausbildung oder auch in der handwerklichen Ausbildung. Und in allen diesen Bereichen müssen wir die Thematik Baukultur vielfach stärken.

LK: Auf der Podiumsdiskussion 2014 an unserer Fakultät in Hannover hatten Sie ja bereits erklärt, dass die Stiftung keine Projekte oder Forschungen direkt fördern kann. Inwieweit kann die Stiftung dazu beitragen, diese Thematik zu stärken?

AS: Es gibt inzwischen einige Aktionen, Initiativen und Module, so zum Beispiel „Architektur macht Schule“ von den Architektenkammern. Es macht sicher keinen Sinn, als Stiftung zusätzlich eigene Projekte zu initiieren zumal wir keine Förderstiftung sind. Wir wollen uns durch die Fachgespräche erstmal einen Überblick über die vielfach ja schon existierenden guten Projekte verschaffen und über das gemeinsame Netzwerk neue Verbindungen aufbauen und Informationen austauschen. Die Stiftung kann eine Plattform für viele interessante Akteurinnen und Akteure auf diesem Feld – wie die Montagsstiftung oder „Architektur und Schule“ der Landesarbeitsgemeinschaft Bayern (LAG) – bieten. Viele der vor allem lokal agierenden Initiativen und Gruppen wissen oftmals kaum etwas voneinander. Da wir, anders als Interessensverbände oder Berufsvertreter, nicht strukturell gebunden sind, haben wir gute Möglichkeiten, auch im Bereich der Bildung durch Vernetzung von Akteurinnen und Akteuren unterschiedliche Stimmen an einen Tisch zu holen und so ein Stück weiter zu kommen. Es gibt Akteurinnen und Akteure, die in diesem Feld schon sehr weit sind, und das wollen wir auch sichtbar machen.

LK: Und wie steht es um das Thema Baukultur im Bereich der Hochschulen? Gibt es schon Ideen, wie man hier weiter vorgeht?

AS: Wir entwickeln momentan die Veranstaltungsmodule von „Baukultur in der Praxis“ und haben festgestellt, dass wir für die Bearbeitung des Themas Bildung mehrere Fachgespräche durchführen müssen, die die jeweiligen Bereiche systematisch abdecken. Wir werden mit dem Thema Schule anfangen; aber es müssten dann noch weitere Veranstaltungen folgen. Die Idee ist, dass wir zu diesen Fachgesprächen im kleinen Kreis nicht nur Baukulturakteurinnen und -akteure einladen, sondern auch

Fachpersonen aus den jeweiligen Disziplinen: Didaktik, Lehramt, Ausbildung, also diejenigen, die das Wissen vermitteln. Diese wollen wir mit den anderen Akteurinnen und Akteuren der Baukultur vernetzen, um auch von unserer Seite besser zu verstehen, wie das System funktioniert und welche Möglichkeiten es überhaupt gibt, um Baukulturthemen einzuspeisen. Dann wird es größere Netzwerktreffen geben, die sowohl die Mitglieder des Fördervereins ansprechen wie auch eine größere an dem Thema interessierte Öffentlichkeit. Dort sollen die Ergebnisse dieser Fachgespräche dann vorgestellt und diskutiert werden. Daraus soll wiederum eine Form von Handreichung entstehen, ein Positionspapier, verbunden mit Handlungsempfehlungen, mit Möglichkeiten, das Thema in Bildung, Hochschulbildung und Ausbildung zu stärken.

LK: In dem Basislager auf dem Konvent 2016 ging es neben der hochschulinternen Perspektive ja auch um die Frage, wie diese über die Hochschule hinaus erweitert wird. Wie kann dieser „Elfenbeinturm-Diskurs“ auch breiter in die Gesellschaft, in die Stadtgesellschaft herausgetragen werden? Wozu die Hochschulen mit ihrem Wissen und als Akteurinnen an den jeweiligen Standorten ja auch viel beitragen können.

AS: Die ganze Thematik der Sensibilisierung und Akzeptanz in der breiteren Bevölkerung ist sicher nochmal eine größere Aufgabe. Da sehe ich auch weniger Patentrezepte, sondern das Netzwerk als Chance. Die Stiftung verfolgt ja den Ansatz der Kommunikation in die Fachöffentlichkeit, in der Überzeugung, dass diese Akteurinnen und Akteure baukulturelle Themen durch ihr Tun, durch Planen und Bauen weiter tragen. Mit unserem kleinen Team können wir uns nicht eine breite Öffentlichkeitssensibilisierung zum Thema Baukultur vornehmen. Es ist notwendig, auf ganz unterschiedlichen Ebenen mit ganz unterschiedlichen Akteurinnen und Akteuren anzusetzen. Da sind die Hochschulen ein Baustein; die Schulen ein Baustein. Da spielen die Landesinitiativen eine Rolle und auch die Baukulturinitiativen auf lokaler Ebene. Preise, Anerkennungen und Reisen – da gibt es unterschiedlichste Vermittlungsformate, die alle als einzelne Puzzlestücke zu einem Mehr an baukultureller Qualität in Deutschland beitragen. Insofern ist das Thema Baukultur in der breiteren Öffentlichkeit als Vermittlung auch für jede Einzelne und jeden Einzelnen eine Aufgabe: Dort sind wir alle gefragt.

LK: Die Stiftung hat ja in ihren Baukulturberichten immer wieder die guten Beispiele im Programm. Und es gibt auch Formate, wo Beispiele von den jeweiligen Akteurinnen und Akteuren vorgestellt und Lösungswege diskutiert werden. Dieser Ansatz müsste doch im Feld von Hochschulen und Forschung auch sehr ergiebig sein?

AS: Ja, unsere Erfahrungen zeigen, dass das voneinander Lernen gut funktioniert, wenn die Teilnehmenden auf Augenhöhe kommunizieren. In Österreich gibt es zum Beispiel den Baukulturgemeindepreis. Der Preis ist der Startpunkt für eine viel größer angelegte Kampagne. Alle Baukulturgemeinden, die bei diesem Preis nominiert, prämiert oder ausgezeichnet werden, bilden ein Netzwerk auf Gemeindeebene, tauschen sich untereinander aus und lernen sich auf den Veranstaltungen kennen. Dann gibt es eine Wanderausstellung unter den Preisträgerinnen und Preisträgern, die auch teilweise in anderen Gemeinden ausgestellt wird. Tauschen sich Bürgermeisterinnen und Bürgermeister untereinander aus, ist dies viel wirkungsvoller, als wenn beispielsweise die Bundesstiftung Baukultur der Bürgermeisterin oder dem Bürgermeister erklärt, was wie zu machen ist. Wir haben auch gute Erfahrungen mit dem Netzwerktreffen der Gestaltungsbeiräte gemacht. Die Vielfalt an Gestaltungsbeiräten in Deutschland ist immens und der direkte Austausch hat sehr viel gebracht.

LK: Und bezogen auf das Thema Baukultur in Schule und Hochschule könnte das ja ähnlich sein? Dass man sich an anderen guten Beispielen orientiert? Und das auch auf den unterschiedlichen Ebenen der Dekaninnen und Dekane, der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, der Studentinnen und Studenten, der Professorinnen und Professoren ...

AS: Auf der Ebene der Hochschulen kann es ganz banal damit anfangen, dass zum Beispiel Architektur und Ingenieurwesen häufiger zusammenarbeiten. In Braunschweig an der Uni gab es vor kurzem ein interdisziplinäres Seminar vom Lehrstuhl für Infrastruktur- und Immobilienmanagement (IIM) und dem Institut für Industriebau und konstruktives Entwerfen (IIKE) zum Thema Baukultur. Und auch wenn viele der Studierenden danach noch nicht ganz genau wissen, „was heißt das eigentlich, Baukultur?“, sie haben miteinander geredet und ihre unterschiedlichen Perspektiven auf Planen und Bauen ausgetauscht. Dabei entsteht schon ein Bewusstsein für Baukultur.

LK: Ja, auch das war Thema während des Basislagers auf dem Konvent; dass es eigentlich eine größere Akzeptanz für Diversität geben müsste; dass deutlich werden muss, dass es verschiedene Zugänge gibt. Auch von Seiten der Lehrenden. Offene Diskussionen miteinander sind notwendig.

AS: Das ist natürlich eine hohe Kunst. Es ist erforderlich, beim eigenen Fachgebiet zu bleiben, um dort auch profundes Wissen zu vermitteln. Das Kerngebiet muss gepflegt und erkennbar gemacht werden, aber es müssen immer auch Brücken geschlagen werden. Wenn die Verkehrsbauingenieurin oder der Verkehrsbauingenieur eine Stra-

Be plant und im Studium nie mit dem Thema „sozialer Raum“ in Berührung gekommen ist, nimmt er oder sie diese Dimension in den Plänen vielleicht nicht wahr. Hier braucht es eine Sensibilisierung für die Straße im realen Raum: Wie sie für die Bewohnerinnen und Bewohner wirkt und nicht nur für die, die schnell von A nach B müssen. Es muss Teil des Studiums sein zu verdeutlichen, dass die einzelnen Disziplinen Teile eines Großen und Ganzen sind und nur das zusammen Denken, Planen und Bauen Qualität schafft.

Das Bauen ist inzwischen ein sehr komplexes Feld geworden, wo sehr viele Teilaspekte zusammenkommen – und es ist eben nicht möglich, in allen Aspekten Kompetenzen zu haben. Das Bild des omnipotenten Architekten kommt langsam an seine Grenzen. Gleichzeitig gibt es kein Vorankommen, wenn sich jede Disziplin nur auf ihre Monointeressen zurückzieht. Man muss verhandeln und abwägen. Wie komme ich zu dem besten Kompromiss, wie können wir gemeinsam etwas Gutes entwickeln? Das ist eine Kompetenz, die heute auch in der Ausbildung an den Hochschulen vermittelt werden sollte. Das gehört zum grundlegenden Wissen über baukulturelle Praxis dazu.

LK: Zum Stichwort Praxis: Sie hatten auf dem Podium 2014 gesagt, dass sich die Stiftung wissenschaftliche Unterstützung wünscht, um den Mehrwert von Baukultur aufzuzeigen. In Form von Fakten und Zahlen, aber auch von Argumenten für den Zusammenhang zwischen Baukultur und Lebensqualität. Sie haben vor allem die praxisnahe Forschung anhand von Beispielen hervorgehoben. Es ging Ihnen damals nicht nur um das Analysieren, sondern auch um die Chance, Visionen, Lösungen und Modelle zu entwickeln. Ist das noch aktuell? Hat sich dort etwas getan und wie kann die Stiftung das voranbringen?

AS: Ich glaube inzwischen, dass dieser betriebswirtschaftlich messbare Mehrwert von Baukultur, der als Argumentationshilfe so nützlich wäre, wahrscheinlich nicht zu ermitteln ist, weil dabei immer zu stark reduziert werden muss. Das ist ein bisschen so wie bei der Nachhaltigkeitsthematik. Dort wo Nachhaltigkeit gemessen wird, kommt oft etwas heraus, was gesamtheitlich betrachtet gar nicht nachhaltig ist. Ein energetisch extrem nachhaltiges Plusenergiehaus kann zum Beispiel gleichzeitig in gestalterischer, städtebaulicher oder sozialer Hinsicht starke Mängel haben. Wirkliche Nachhaltigkeit gibt es nie nur in einer Dimension. Ich würde die Suche nach der Baukulturformel nicht aufgeben, aber mich eher auf messbare Teilaspekte konzentrieren. Es gibt zum Beispiel Untersuchungsansätze, die die Auswirkung von Grün in der Stadt

auf den Wert von städtischen Immobilien untersuchen. Sicher können derartige Forschungsansätze in ihrer Methodik in Frage gestellt werden, aber für uns ist praxisbezogene Forschung interessant und besonders hilfreich. Beim Thema der öffentlichen Räume wären das Fragen wie: Welche Gestaltung der Räume wird als besonders positiv wahrgenommen? Welche Form der Parkgestaltung funktioniert für welche Gruppen, und gibt es eine, die für alle funktioniert? Auch soziologische und psychologische Ansätze sind hier für uns besonders interessant.

In Berlin an der Charité gibt es den Stressforscher Mazda Adli und seine neue Fachgruppe Neurourbanistik. Er untersucht, welche Form von Stadt psychisch krankmacht. Also inwieweit über eine bestimmte Stadtstruktur psychische Gesundheit gefördert wird oder eben nicht. Insbesondere diese interdisziplinären Ansätze, die aus unterschiedlichen Bereichen auf die gebaute Lebenswelt schauen, sind spannend und hilfreich. Die Ergebnisse sind in diesem Fall nicht betriebswirtschaftlich, sondern volkswirtschaftlich – im Hinblick auf Gesundheitskosten – relevant. Auch daraus lassen sich Argumente für mehr Qualität der gebauten Lebensumwelt entwickeln.

LK: Wir danken Ihnen für dieses Gespräch!

Das Update 2017 wie auch das aktuelle Interview mit Anne Schmedding zeigen, dass sich das Thema „Bildung und Baukultur“ nicht nur auf der Agenda der Bundesstiftung Baukultur wiederfindet. Zahlreiche Akteurinnen und Akteure beschäftigen sich auf unterschiedlichen Ebenen in Schule, Hochschule, Aus- und Weiterbildung mit der Vermittlung von baukulturellen Fragen, sie knüpfen so an unsere im Jahr 2011 gestartete Diskussion an und führen diese weiter. Die Arbeitsbereiche, die sich dabei – auch für künftige Architektinnen und Architekten – herauskristallisieren, sind nicht nur vielfältig, sondern oftmals auch miteinander verknüpft. So beinhaltet der Blick auf die Rolle der Hochschulen sowohl eine Innensicht, auf die Art der Ausbildung in Hinblick auf Interdisziplinarität, Kommunikationsvermögen und die Verknüpfung zur komplexen baukulturellen Praxis, als auch eine Sicht nach Außen, im Hinblick auf die Verantwortung, eben auch in die Gesellschaft zu wirken, sei es in Form von Forschungsbeiträgen, visionären Szenarien oder anderen Formaten, die zu einer Sensibilisierung für baukulturelle Fragen beitragen.

Ausblick und Perspektiven

Welche Schlüsse lassen sich nun aus dieser fast sechsjährigen intensiven Diskussion über Baukultur ziehen und was bedeuten unsere Erkenntnisse und offenen Fragen für Lehre und Praxis, für Wissenschaft und Forschung?

Sofern Einigkeit darüber besteht, dass Baukultur als Art und Weise zu verstehen ist, wie Menschen und Gesellschaften Häuser und Siedlungen, Dörfer und Quartiere, Städte, Freiräume und Landschaften gestalten, d.h. planen und bauen, pflegen und entwickeln, dann wären adäquate Forschungsfragen zum Beispiel folgende:

- Zur Betrachtung des großen Ganzen
Warum entsteht wann und wo – an welchem Ort, in welchem Rahmen – unter Beteiligung welcher Akteurinnen und Akteure etwas, das im allgemeinen jeweils zeitgenössischen Sinne einen Beitrag zur Baukultur leistet oder nach allgemeinem Verständnis Ausdruck von Baukultur ist? – Und wie sieht das aus, was da entsteht?
- Zur Suche nach Kriterien
Welche Qualitäten weist ein Produkt auf, das baukulturell hochstehenden Ansprüchen genügt? Inwiefern entspricht es den Bedürfnissen der Nutzenden, wie verhalten sich Gebrauchswert und Tauschwert zu einander?
- Zur Bedeutung von Phase Null und Prozessqualität
Ist die Qualität der Produkte abhängig von der Qualität der Prozesse? Sowohl der vorausgehenden von Konstruktion und Produktion als auch der nachfolgenden von Nutzung und Aneignung, Pflege und Erhaltung, Erneuerung und Entwicklung? – Oder erweist sich Baukultur gerade und vor allem auch oder erst im Prozess?
- Zur Praxis
Welche (gute) Praxis ist überhaupt gemeint, wenn Baukultur identifiziert wird, was umfasst sie, auf welchem Boden gedeiht sie (oder wo kann sie gedeihen)?
- Zur Vermittlung
Und wie wird das, was für Baukultur gehalten wird, vermittelt? Nicht erst oder nicht nur an der Hochschule, sondern auch in Schule und Vorschule, im Kindergarten, im Alltag der Menschen, die vielleicht nie an die Hochschule kommen? Ist Baukultur schließlich etwas Elitäres, warum reden wir darüber, wozu brauchen wir sie?

Diese und weitere Fragen wären aufzuwerfen und zu diskutieren, um Forschungsdesiderate heraus zu destillieren und geeignete Vorhaben zu entwickeln. Mögliche Forschungsvorhaben oder auch neue Konzepte in unserer Bildungslandschaft sollten sich

jedoch grundsätzlich darüber im Klaren sein, dass Baukultur nicht ohne Gemeinsinn entstehen kann. Es gilt, die Kommunikation über Baukultur und Qualität(-skriterien) als dauerhaften Bestandteil öffentlicher Diskurse zu etablieren. Das erfordert eben auch, Baukultur als Bestandteil von Bildung und Ausbildung einzuführen. Nicht nur als Produkt einzelner Kammern, die „Architektur macht Schule“ vermitteln, sondern als elementaren Bestandteil im Rahmen des allgemein bildenden Unterrichts. In diese Richtung scheint es erste Schritte zu geben. Und ein Netzwerk, wie es Anne Schmedding im Interview beschrieben hat, wäre zu diesem Zweck sicher hilfreich.

Wenn wir Baukultur wollen – dann müssen wir wissen, was das ist, und vermitteln, was wir in unterschiedlichen zeitlichen, d.h. historischen oder gegenwärtigen, und räumlichen, d.h. auch gesellschaftlichen, Kontexten damit meinen und wie sie entstehen kann. Das Wissen zu schaffen, ist Sache von Wissenschaft und Forschung, aber nicht nur – Wissen entsteht auch im Alltag, in der fachlichen Praxis ebenso wie im täglichen Bauschaffen und Planungshandeln. Das Wissen zu vermitteln ist Sache von Erziehung und Bildung, aber nicht nur – Vermittlung geschieht auch über die Vielfalt der Medien, über öffentliche Institutionen und politische Diskurse. Der Austausch über das Wissen und das Vermittelte schließlich wäre als Konstante in einer Gesellschaft zu etablieren, die gewillt ist, einen Gemeinsinn über Positionen und Werte zu erzielen. Das heißt aber auch, sich dauerhaft an einem solchen Konsens zu orientieren und ihn immer wieder neu zu erarbeiten.

Wer sind die Akteurinnen und Akteure und was ist zu tun? Gefordert ist zum einen die Verantwortung der Fachleute, die auf Politik/Verwaltung, Unternehmen und BauherrInnen einwirken können. Gefordert ist zum anderen aber vor allem auch die Politik in ihrer Rolle, ein Klima zu schaffen, in dem Freiräume geboten werden zur Entfaltung von Verantwortung auf Seiten der Unternehmen resp. Investoren ebenso wie auf Seiten der BürgerInnen und öffentlichen wie privaten Bildungseinrichtungen. Es geht darum, im besten Sinne Mündigkeit zu fördern und Aneignung und damit das Verständnis für und das Entstehen von Qualitäten zu ermöglichen.

Qualitäten wahrnehmen und Verantwortung übernehmen scheinen Schlüsselkategorien für die Entwicklung eines Gemeinsinns – auch im Sinne baukultureller Ver-

antwortung – zu sein. Das Zusammenspiel von Politik/Verwaltung, Bürgerschaft und Wirtschaft ist dabei eine zentrale Herausforderung. Ebenso ist es das Überdenken der eigenen Rolle von Bildungsinstitutionen und ihre Verantwortung gegenüber zukünftigen Fachplanerinnen und Fachplanern. Konzepte zu entwickeln für eine umfassende Vermittlungs- und Bildungspraxis, für eine adäquate Kommunikation über Baukultur – über die identifizierten inhaltlichen Fragestellungen hinaus – wäre in diesem Sinne ein weiteres Forschungsdesiderat.

Konzeption und Redaktion



Barbara Zibell, Jg. 1955, Dr. sc. techn., Dipl.-Ing. Stadt- und Regionalplanung, ist seit 1996 Professorin am Institut für Geschichte und Theorie, vorm. Architektur- und Planungstheorie, an der (Leibniz) Universität Hannover. Als Leiterin der Abteilung Planungs- und Architektursoziologie liegen ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre auf den sozialräumlichen Aspekten der planenden und gestaltenden Disziplinen, im Zusammenhang mit der Baukultur geht es ihr um die Reflexion von Qualitäten in Planungs- wie in Entwurfsprozessen. Als Gefäß dafür bietet sie seit der Einführung des neuen Masterstudiengangs Architektur und Städtebau zwei Module mit den Schwerpunkten „Baukultur und Planungskommunikation“ sowie „Architekturkonzepte und Baukultur“ an.



Carl Herwarth von Bittenfeld, Jg. 1955, Dipl.-Ing. Stadt- und Regionalplanung, arbeitet als freischaffender Stadtplaner und geschäftsführender Gesellschafter seit 1995 mit Brigitte Holz im Berliner Büro Herwarth + Holz, Planung und Architektur. Das Büro ist mit interdisziplinär besetzten Teams im gesamten Bundesgebiet für einen großen Kreis an öffentlichen und privaten Auftraggebern in den Bereichen Architektur, Stadtplanung, Projekt- und Verfahrensmanagement sowie in der Öffentlichkeitsarbeit und Bürgerbeteiligung tätig. Die Förderung von Planungs- und Baukultur ist ein zentrales Anliegen in ihrer Planungspraxis. Seit 2011 vertritt er die Professur für Stadt- und Raumentwicklung am Institut für Entwerfen und Städtebau an der Leibniz Universität Hannover.



Hendrik Bloem, Jg. 1974, Dipl. Ing. (FH) Architektur, war zwischen 2004 bis 2016 in wechselnden Funktionen zwischen Forschung und Lehre an der Abteilung Planungs- und Architektursoziologie beschäftigt. Ein besonderer Schwerpunkt lag auf der Umnutzung von Kirchen, verstanden als baukultureller Prozess, und auf der Vertiefung baukultureller Fragen in verschiedenen innovativen Lehrformaten. Er ist verheiratet und lebt heute als freischaffender Architekt, Fotograf und Ausstellungsmacher in Oldenburg.



Lisa Kietzke, Jg. 1982, Dipl.-Ing. M. Sc. Architektur, ist seit 2016 in der Abteilung Planungs- und Architektursoziologie beschäftigt. Nach Abschluss ihres Studiums in Kassel arbeitete sie unter anderem für die Bundesstiftung Baukultur in Potsdam. Sie beschäftigt sich mit der Vermittlung baukultureller Themen in Lehre und Stadtgesellschaft. Ihre Schwerpunkte bilden die Reflexion über die Lebensqualität unserer baulichen Umwelt und deren Zusammenhang mit gesellschaftlichem und politischem Wandel.

Work in Progress

Über Baukultur wird viel gesprochen. Ähnlich wie der Begriff des Genius Loci zu einer bestimmten Zeit kaum aus Gesprächen über die Qualität unserer gebauten Umwelt wegzudenken war, ist es nun die Baukultur, die gern als positive Referenz herangezogen wird. Sie gilt es, innerhalb nationaler oder geografischer Grenzen zu erkennen, zu definieren, zu schützen und zu erklären. Löst man sich von diesem Begriff und versucht stattdessen über die Kultur des Bauens zu sprechen, werden schnell unterschiedliche Positionen und Perspektiven sichtbar: Wer baut eigentlich was und warum, warum so? Muss diese Kultur etwas „Schönes“ produzieren? Was ist baukulturelle Bildung, wenn alles Bauen Kultur ist und wir Bildung nicht einseitig als top down gerichtet verstehen wollen?

Diese Broschur zeichnet den mehrjährigen Diskurs zwischen Lehre, Forschung und bauender bzw. planender „Praxis“ nach, der für uns 2011 mit einem Workshop begann und bis heute andauert.

Dabei verstehen sich die hier vorgestellten Vier Formate als Bausteine auf dem Weg der Erkenntnisbildung und somit als Bestandteile eines andauernden Kommunikationsprozesses über ein Kernthema in Architektur und Städtebau, Landschafts- und Freiraumplanung. Mögen sie der weiteren Reflexion dienen und dazu beitragen, neue Diskussionen anzuregen, weitere Vermittlungsformate zu generieren und vielfältige Forschungsthemen auszulösen.